This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler A.L.D.S. Ser. II 6

[illegible] 1784

Der
Kinderfreund.
Ein Wochenblatt.

p. 75.

Dreyzehnter Theil.
Neue vermehrt und verbesserte Auflage.

Hanau, 1779.
In Commission in Frankfurt, bey dem Buchbinder Kämpfe, auf dem kleinen Kornmarkt.

TAYLOR INSTI
UN
30 JUL 1965
OXFORD
LIBRARY

Der
Kinderfreund.
Ein Wochenblatt.

CLXX. Stück.
den 3. Oktober, 1778.

Mein Karl war an einem dieser Meßtage zu einer kleinen Gesellschaft in einem gewissen Hause gebeten gewesen. Er kam aber wider die Gewohnheit beynahe zwey Stunden eher nach Hause, als ich ihn erwartete. Eben war der Herr M. Philöteknos bey uns, und ich saß mit diesem und meinen andern Kindern in meiner Studierstube. Er aber war ganz erhitzt und außer Odem. Wir wunderten uns, wie leicht zu erachten, warum er so zeitig erschiene? Ganz gewiß, sagte ich, ist dein kleiner Stolz beleidiget und dein Disputirgeist mit seiner Hartnäckigkeit in Hitze gebracht worden! Was fehlt

dir? Warum bist du so roth? Wer hat dir was gethan oder wem hast du Etwas gethan? —

Keines von beyden, lieber Papa, sagte er; aber ich habe mich so geärgert — — bin so böse — nimmermehr komme ich wieder über des ungezogenen Buben Schwelle! Nunu, fiel Herr M. Philoteknos ein, das Aergern und Böseseyn steht einem so jungen Menschen, als Er ist, mein lieber Karl nicht an: Doch — laß Er hören! **Karl.** Ja ja, Sie sollen hören, Sie sollen hören; ob ich nicht Ursache habe. Wir hatten dort kaum ein wenig mit Ludwigs ledernen Kegeln zu spielen angefangen, so kam einer von den Juden, die gewöhnlich die Messe über an den Thüren zu fragen pflegen, ob man was zu schachern habe? Statt ihn gehörig abzuweisen, da man sich nicht mit ihm einlassen wollte, sagte Ludwig zu ein paar andern von unserer Gesellschaft: Wart! wir wollen uns mit dem Mauschel eine rechte Lust machen! — Ich wußte nicht, worauf es abgesehen sey, fragte ihn

also, was das für eine Lust seyn solle? Es kömmt keiner, antwortete er, ungeneckt von uns, und es ist Schade, daß der eine von unsern Dienern nicht da ist — der macht solch närrisch Zeug mit ihnen, daß man sich halb tod lachen möchte. Die letzte Messe hat er einen Juden 14. Tage lang täglich unter dem Vorwande herbestellt, daß er viel schöne Sachen an ihm verhandeln wolle, und nur wegen vieler Geschäffte nicht dazu kommen könnte: die ganze Zeit über suchte er alle alte Lumpen, zerrissene Perücken, durchlöcherte Schue, Scherben von Töpfen, alte Speckschwarten, und was weiß ichs? zusammen, uud da der Jude endlich ungeduldig ward, brachte er nach einer langen Vorbereitung das Zeug zum Vorscheine, und fragte: wie viel er in Bausch und Bogen dafür geben wollte. Als er ihm seine Schelmerey verwies; da hätten Sie sehen sollen, wie dem Mauschel die alten Perücken, Schue, Lumpen und Speckschwarten um die Ohren flogen: Schade! daß er noch zu geschwind

entkam: denn der Diener hatte sich auch mit einem andern seiner Kameraden vorgesetzt, daß der eine über ihn herfallen, und der andere ihm mit einem Wachsstocke den Bart absengen sollte. — Ich fragte Monsieur Ludwigen, ob das sein Papa zugäbe? O! versetzte er, warum sollte er nicht? Er spricht ja selbst, das wäre nichts als Schelmzeug, und erzählt uns oft hundert schnackische Streiche, die er in seiner Jugend mit ihnen vorgenommen. Ich sagte ihm, daß ich das bey unserm Papa nicht wagen wollte; daß ich und meine Geschwister und unser Gesinde allen Menschen ohne Unterschied liebreich, leutselig und glimpflich begegnen müßte, wenn wir nicht ihren und aller unsrer Freunde Zorn tragen wollten. — Oho! schrie er, die Juden! und Menschen! — das Diebszeug, daß sind kein? — keine Menschen? fiel ich ein . . . doch ich will nichts sagen: gehen Sie itzt nur, und fertigen den armen Mann ab; draußen steht er und wartet. **Ludwig.** Lassen Sie

ihn bis auf den Abend warten, er soll warten und muß warten! — Nun, versetzte ich, so werde ich hinausgehen, und ihm sagen, daß hier nichts zu handeln ist. — Nein, nein; sprach er, den Augenblick will ich ihn abfertigen. Indem lief er in die daran stoßende Kammer, kam schnell wieder zurück, brachte eine Schachtel unter dem Arm, und hatte beide Backen aufgeblasen, daß er nicht reden konnte: ich wußte nicht, was er wollte; drauf gieng er zur Thüre hinaus, ich hinter drein, und als der Jude auf ihn loskam, gab er dem Juden die Schachtel, daß er sie aufmachen möchte. Indem sie dieser aufmachte, sprudelte er ihm das Wasser, (denn das war es, was er im Munde hatte,) ins Gesichte: in der Schachtel aber war Sand. Indem der Jude auf ihn schmähte und sein Schnupftuch herauszog, sich abzutrocknen, nahm der kleine böse Mensch die Schachtel mit dem Sande, und warf dem armen Mann eine Hand voll in die Augen. Dies

brachte den Juden so auf, daß er ihn bey den Haaren faßte, und ihm ein paar derbe Ohrfeigen gab. Darüber erhub Ludwig so ein entsetzliches Geschrey, daß Hausknecht und Mägd zuliefen. Der erste warf den Juden die Treppe hinunter, und die Magd goß ihm eine ganze Gelte Wasser nach: ob sie ihn getroffen, weiß ich nicht, so viel aber weiß ich, daß er drohte, er wolle es bey der Obrigkeit melden. Ich war so erschrocken, daß ich nicht mehr wußte, was ich thun oder sagen sollte; er gab mir grobe Reden, da ich ihm die Unbilligkeit seines Verfahrens vorhielt, und ich nahm meinen Abschied, ehe noch die Zeit da war, und nimmermehr will ich wieder über seine Schwelle kommen — Habe ich Unrecht gethan, so vergeben Sie mir! aber — wenn ihn nur dasmal der Jude verklagte! Dein Unwille, sagte ich, macht dir Ehre, ob ich gleich nicht billigen kann, daß du dich deinem Eifer so sehr übereilen lassen, gleich davon zu gehen, da du vielleicht durch eine

kühlere Vorstellung ihn von seinem Unrecht überführt, und mehr ausgerichtet hätteſt. Ach! glauben Sie das nicht! verſetzte Karl, denn es iſt ein Burſch ohn' alles Nachdenken: die andern Knaben waren darzu auf ſeiner Seite, und er dachte Wunder, was er für eine Heldenthat gethan, da ſie dieſelbe belachten. Nein, nein; ſagte der Magiſter: er hat Recht gethan, daß er ſeine Empfindlichkeit auf eine ſo nachdrückliche Art geäuſſert. Vermuthlich wird es der Herr Sohn dem Herrn Vater erzählen, der ihm, wie er ſelbſt geſtanden, das ſchöne Beyſpiel durch die Erzählung ähnlicher dummer Streiche von ſeiner Jugend gegeben: und mag es doch der Herr Vater wiſſen, daß ein wohlgearteter Knabe vernünftiger als der alte Mann denkt, und dadurch beſchämt werden.

Ganz gewiß, rief ich, kann nichts Verachtungswürdiger und Niederträchtiger in der Welt, als ſolche Mishandlungen gegen andre Menſchen und insbeſondre gegen dieſes unglück-

liche Volk seyn, und ich wollte euch eher zehn andre Vergehen vergeben, als ein einziges von dieser Art. Aber warum denn das, lieber Papa? fiel Lottchen ein. Ich weiß wohl, daß man keinem Menschen in der Welt schon darum übel begegnen muß, weil er ein Mensch ist: aber ich dächte doch, daß ein so verächtlich Volk, das man beynahe von der übrigen menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen hat, nicht eine so grosse Hochachtung verdiente, daß man sich einen kleinen Scherz nicht sollte vergeben können, ob es gleich nicht auf eine solche Art seyn darf, wie es Ludwig machte. Fritze. Und der Vorwurf mag doch wohl auch nicht ohne Grund seyn, daß sie die Christen betrügen, wo sie nur können: denn das habe ich oft von andern Leuten gehöret, und in der Messe, wenn so viel auf den Gassen herumgehen, hört man immer von Mausen am meisten. — Ganz recht, fiel der Magister ein, und es giebt wohl gar christliche Menschen, die sich nicht nur kein Gewissen

draus machen, sondern wohl gar sichs zur Ehre rechnen, wenn sie einen Juden betrogen haben. — Wenigstens, rief Luischen, soll mir gewiß kein Jude jemals kein Mäulchen geben — mit ihren garstigen großen Bärten! man kann ihnen nicht gut seyn: denn wer wird nun einen solchen Bart haben? — —

Ich traue euch, meine Kinder, zu, sagte ich, daß ihr diese Einwürfe vorbringt, um euch die Grundsätze, die ich euch von Jugend auf gelehrt, desto mehr einzuprägen: denn bey einem kleinen Nachdenken könnt Ihr sie gewiß euch selbst beantworten, wenn es ja unverständige Menschen gäbe, die Menschen und Christen seyn wollen und im Ernst so was behaupten könnten.

Die Regel, mein Lottchen, daß man keinem Menschen in der Welt übel begegnen müsse, weil er ein Mensch ist, erkennst du selbst für unverbrüchlich, und Ihr kleinen Leute braucht keines stärkern Beweises, als daß Ihr andern

OXFORD-TAYLOR INST.

nicht thun sollet, was Ihr euch von ihnen nicht wollt gethan wissen: — Und warum wolltet Ihr in Ansehung der Juden eine Ausnahme machen? Sind sie nicht Menschen, wie wir? Haben wir nicht so gar alle aus Jüdischen Geschlechte unsern Ursprung? — Wir aus jüdischen Geschlechte? rief Lottchen nach ihrer gedankenlosen Art, die Karl durch ein lautes Gelächter bestrafte, indem er sie fragte: ob sie niemals etwas von Adam und Eva gehöret, oder wüßte, wer unser aller Vater und Mutter auf Erden, und von was für einem Volke sie gewesen wären?

Sie schwieg, über ihre kleine Unbesonnenheit beschämt. Ich aber fuhr fort: Du nennest sie ein verächtlich Volk? Ich wollte, du hättest dafür gesagt, ein verachtet Volk: denn man kann verachtet werden, ohne Verachtung zu verdienen. Daß dieses Volk an und für sich nicht verächtlich ist, muß euch, meine Kinder, historisch bekannt seyn. — Ja wohl, sagte

der Magister, daß es das Volk ist, das Gott im Anfange der Zeit zu seinem Eigenthum erwählte, daß er es einer unmittelbaren Offenbarung würdigte, daß unter ihm die größten Gesetzgeber, Dichter, Propheten und Heilige waren, ja, daß der Heiland der Welt, der erste und größte Lehrer der Menschen, das höchste Muster der Heiligkeit und Vollkommenheit, aus ihm sollte geboren werden? — In der That, sagte Fritze, daran habe ich doch mein Lebtage nicht gedacht, so oft ich auch Juden gesehen habe, und so gut ich das weiß: aber, warum sind sie denn so verachtet? so sehr von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, wie Lorchen sagte? — Nicht so wohl von der menschlichen, sagte ich, sondern nur von der bürgerlichen, und das auch nur in manchen Ländern. Dies aber darf uns nicht Wunder nehmen. Indem sie sich selbst, vermöge ihrer Gesetze von allen Völkern absonderten, und sich auf keine Weise in einige Gemeinschaft mit ih-

nen einließen, ihren eignen Gottesdienst und ihre Ceremonien hatten, wie ihr aus der heiligen Schrift wißt, zogen sie sich den Haß und die Verfolgung anderer Völker sehr oft zu. Unwissenheit und Ungerechtigkeit hat, um sie anzuschwärzen, und gegen sie zu verbittern, auch ihnen oft Dinge, zumal in den finstern Jahrhunderten des Aberglaubens angedichtet, die ihnen niemals in den Sinn gekommen. Seit eine aufgeklärte Vernunft uns mit dem Geiste des Christenthums mehr bekannt gemacht, ein richtiger Verständniß aus den Sinn desselben besser einsehen gelehrt, den Aberglauben mehr weggeräumt, und mehr Einsicht in die Wahrheit verliehen hat; so ist man auch gegen sie weit billiger, menschlich gesinnter und duldender geworden. Freylich sind sie nicht mehr das geehrte Volk, das ein gewisses grosses Land besitzet, und einen eignen Staat ausmachet, das von eignen Königen und Fürsten beherrscht wird, wie vor dem. Sie sind in alle Lande

des Erdbodens durch ein sonderbares göttliches Schicksal zerstreut, welches wir nach unserer Religion, als eine besondere Strafe ansehen, die sie drückt, weil ihre Väter den ihnen geschickten Messias verkannten: dadurch sind sie auch in der That in ihrer Erkenntniß, in moralischen Grundsätzen, in Mitteln zur Tugend und Ausübung derselbigen sehr zurück gesetzt worden. Wir halten uns auch aus guten Gründen für überzeugt, daß sie in ihrem Glauben irren, indem sie eines andern Messias warten, als der ihnen gegeben ist. Aber nun frage ich euch, meine Kinder: wenn auch dem also ist, verdienet ein Unwissender, falsch Unterrichteter, Irrender unser Mitleid oder unsere Verachtung? unsern Trost oder unsern Haß? Sind wir ihnen zu Richtern ihres Glaubens und ihrer Sittenlehre gegeben? oder ist unsere Erkenntniß so vollkommen, oder unser Tugendwandel so unsträflich, daß wir selbst nie irren? Niederträchtigkeit und Laster verdienen nur

Verachtung; aber Irrthum niemals, und ich fürchte oft, daß wir sie zu sehr verachten, als daß wir von ihnen Liebe und Hochachtung erwarten können. Diese Verachtung ist vielleicht oft Schuld, daß sie nicht auf ihren Irrthum merken, oder aus Widerwillen gegen die, die einen bessern Weg zur Glückseligkeit kennen, auf ihrem Wege beharren. Denn wie? wenn ein Mann im Finstern gieng: eine Menge Menschen sähe es: dieser schrie: der dumme Tölpel läuft auf einem unrechten Wege; ein anderer: Narr, warum steckst du kein Licht an? ein dritter: wenn du so fortläufst, geräthst du in die Abgründe! würde dieser Mann wohl für irgend einen von diesen Liebe oder Hochachtung haben können? Gewiß nicht. Aber gewiß würde er sie für den haben, welcher spräche: „Freund! hier hast du ein Licht, daß du sehen kannst, oder der Weg geht zur Linken, oder zur Rechten," oder: „ich will dich bey der Hand leiten, und mit dir gehen." Wenn

wir also diesem Volke auf diese Art durchgängig und allezeit so begegneten und begegnet hätten, edel, glimpflich, rechtschaffen, liebreich gegen sie handelten, brüderlich mit ihnen umgiengen, durch große Tugenden ihnen vorleuchteten, uns nie etwas Unanständiges noch Unrechtes, keiner Spötterey oder Ungerechtigkeit gegen sie erlaubten: was würde das bey ihnen für einen großen Einfluß auf ihre Sittlichkeit, Erkenntniß, Tugend und Denkungsart gehabt haben und noch haben!

Wohl wahr! sagte der Magister. Ihr wißt ja, meine Kinder, schon aus der alten Aesopischen Fabel, vom Winde und der Sonne, die guten Wirkungen der Leutseligkeit und Güte vor dem Ungestüm und dem Unglimpf? — O, sagte Luischen, erzählen Sie mir sie doch, Sie wissen, ich höre so gerne Märchen, und ich kan mich nicht darauf besinnen, und wenn ichs auch wüßte! ein gut Lied singt und hört man

mehr als einmal. Nun dann, antwortete der Magister:

Die Sonne und der Nordwind . . . halt, rief Lottchen: Herr Spirit hat mir dieselbe Fabel einst in Versen gegeben und ich habe sie ganz neuerlich in mein Büchelchen, das ich mir zu solchen Sächelchen halte, eingetragen: Lassen Sie mich doch diese Ihnen vorlesen! — Es ward ihr erlaubt. Sie gieng, holte es, und las es uns ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Am härtsten Stein zerstoß ich mich,
Und so erschaff ich stets für dich,
So oft du willst, schnell eins der Elemente
Das nicht der Mensch entbehren könnte.

Der

Kinderfreund.

Ein Wochenblatt.

CLXXI. Stück.

den 10. Oktober, 1778.

Fortsetzung des vorigen Stücks.

Die Sonne und der Wind.

Der Nordwind und die Sonne stritten,
Wer an Gewalt der stärkste wär?
Indessen kam von Ungefähr
Ein Wanderer daher geschritten —
Es war im Herbst, wo bald das Wetter schön,
Bald stürmisch ist: drum hat er sich auf alle Fälle
Mit Müz' und Mantel wohl versehn. —
Ha! rief die Sonne: auf der Stelle
Ist der Versuch gemacht! Laß sehn,

Wer von uns beiden wird den Wanderer vermögen,
So Mütz' als Mantel abzulegen.
Fang an, und ich verwehr' dirs nicht
Mir vor mein glänzend Angesicht
Den dichtsten Wolkenflohr zu wehen! —
Da hätte man nun sollen sehen,
Wie er aus vollen Backen blies,
Die Dünste vor sich her in schwarzen Nebeln stieß,
Mit Heulen durch die Wipfel sauste,
Mit Donnern durch die Fluthen brauste,
Den Staub erhub, und Dach und Bäume niederschmiß.

Allein umsonst war alles Toben!
Herr Blasius versuchts von Unten und von Oben
Den Mantel wegzuziehn; und fand
An allen Ecken Widerstand.
Je mehr der Wütrich stürmt', um desto dichter wand

Er sich um seinen Herrn: und dieser hielt so strenge,
Daß er dem Spitzkopf nicht ein Loch, so klein und enge
Man sich es denkt, sich einzudrängen lies. —
Kurz, wie ich schon gesagt, daß er vergebens blies.
Nunmehr erhub ihr Haupt die Sonn' in goldnen Strahlen,
Fieng an die Wolken zu zerstreun,
Des flüchtgen Wandrers Haupt zu malen
Und seinem Mantel noch mehr Wärme zu verleihn;
Und sieh! er nahm ihn schwitzend ab,
Und hieng ihn hinter sich auf seinen Wanderstab.

* * *

Durch Ungestüm läßt leichtlich sich
Kein Mensch von einem Irrthum kehren:
Willst du ihn tadeln, warnen, lehren;
Sey gütig, liebreich, sanft! und sicher hört er dich.

Ja ja, sagte Karl; die Fabel hat Recht: ich weiß es aus meiner Erfahrung, daß ich den, der mich liebt, wieder liebe, und daß ich unter meinen Lehrern dem am freudigsten Folge leiste, der mir am glimpflichsten begegnet. Und ich kann mir nun vorstellen, was ein Volk von mir und meiner Religion denken muß, das ich wegen seines Glaubens, das ihn dasheben für so wahr hält, als ich den meinigen halte, hart begegne, verspotte oder wohl gar verfolge. Nothwendig muß es mich und diese Religion hassen, und so falsche Begriffe von ihr bekommen, daß nichts im Stande ist, es mit ihr auszusöhnen. Sehr wahr, mein lieber Sohn! rief der Magister, und der Christ, der einem Juden seiner Religion wegen schimpflich begegnen kann, ist tausendmal schlechter und verachtungswürdiger, als selbst ein schlechter Jude, weil er wider das erste Gesetz seiner eignen Religion handelt, welches uns durchgängig Liebe, Liebe gegen alle Menschen, ohne

Rücksicht) ob es Christen, Juden oder Heiden sind, ja so gar gegen unsere Feinde gebeut. Der Stifter unserer Religion saget: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen!“ und will daran erkennen, ob sie Kinder seines himmlischen Vaters sind.

Das, Fritze, giebt dir auch die Antwort auf deinen schönen Einwurf, daß man den Juden mit Verachtung begegnen müsse, weil so viel unter ihnen wären, die auf Betrug ausgiengen. Daß solches oft geschehen mag, will ich nicht ganz widerlegen. Es ist ein höchst trauriger Stand für dieses Volk, daß sie ohne eine sehr kleine Ausnahme fast lauter Handelsleute sind und seyn müssen. Der Handel aber, meine besten Kinder, führt leicht zu ungerechtem Wucher, zu Geitz, zu Habsucht, zu kleinen, wo nicht grossen Betrügereyen: und — Gott! wie viel mögen unter christlichen Kauf-

leuten so äußerst gewissenhaft, so strenge in ihren Grundsätzen seyn, daß sie sich die Gewinnsucht auch nicht zu dem kleinsten Kunstgriff verleiten lassen!

Hieraus fließt wieder ein anderer Umstand, der ihnen in Absicht auf ihre Sittlichkeit und Erkenntniß nachtheilig ist. Da sie von Jugend auf blos zum Handel erzogen werden, und ihnen der Zutritt zu allen Würden und Ehrenstellen größtentheils verschlossen ist: so bekümmern sie sich außer ihrem Gesetzbuche, wenig um Wissenschaft und Erkenntniß. Ob ihnen nun zwar schon jenes die moralischen Pflichten genug eingeschärft, daß sie sich wegen grober Vergehungen nicht entschuldigen können: so erwartet man doch von denen, die ihren Geist durch mancherley Wissenschaften ausgebildet, und durch Philosophie und Einsicht in die Natur und natürlichen Dinge, in die Verhältnisse der Menschen mit andern Menschen, und die daraus herfließenden Ge-

ſetze und Pflichten, erweitert haben, mehr Feſtigkeit und Beharrlichkeit in moraliſchen Grundſätzen. Der gröſste Theil lieſt wenig oder nichts, was ſie im Guten befeſtigen und zum Guten ermuntern könnte. Die Strenge, womit ſie ihr Geſetz an Ceremonien bindet, feſſelt ihren Geiſt, daß ſie das Gute mehr aus Furcht der Strafe, als aus Freyheit und Wahl verrichten: und wo man nicht das Gute aus Liebe zum Guten ausübet, da verletzet man es ſehr leicht, ſobald man glaubt, es ungeſtraft thun zu können. Dieß ſage ich aber nicht, als ob es dieſem Volke an groſsen Fähigkeiten fehlte. Ich habe es ſchon oben erinnert, daß es uns die erſten Männer und Schriftſteller in der Welt gegeben hat, und noch itzt ſind unter ihnen weiſe, ſcharfſinnige, gute Männer, die Wahrheit und Tugend unter ihnen ſo gar in Schriften zu verbreiten ſuchen. Ich rede aber nur von dem groſsen Haufen.

Gesetzt also, daß wirklich ein Hang zum Betrug unter diesem Volke gewesen wäre, und daß sichs viele von ihnen bey gegebener Gelegenheit erlaubten: so giebt dieß euch, meine Kinder, doch nie ein Recht, auch den Geringsten unter ihnen schimpflich und spöttisch zu behandeln, ihn dem Gelächter anderer auszusetzen, aber mit ihm umzugehen, und noch viel weniger, ihn zu betrügen.

Und dieß letzte ist mir entsetzlich. — Ja wohl, sagte der Magister. Ich selbst habe Leute gekannt, die rechte gute Christen und Menschen zu seyn glaubten, und sich doch kitzeln konnten, wenn sie oft bey einem nichtswürdigen Handel mit Juden Treue und Rechtschaffenheit verletzt hatten, indem sie z. B. ihnen die Fehler der Dinge verborgen gehalten, die sie an sie verkauft hatten. Das ist aber so schändlich, daß ich wünsche, die gewöhnliche Strafe des Betrugs würde von der Obrigkeit verdoppelt, so bald man sie an einem dieses Volks

verübt: denn wie schon gesagt worden, wie schänden unsere Religion, die wir ihnen verehrungswürdig machen sollten, damit, wenn sie auch bey der ihrigen beharrten, sie doch allezeit für unser sittliches Leben Hochachtung haben müßten.

Mich, sagte ich, lasse keines von euch, meine Kinder, Verachtung oder Spott gegen Einen unter ihnen merken: und wenn ihr entweder itzt unter euren Gespielen oder in der Folge, wenn ihr größer werdet, Leute findet, die sich hierinnen dem niedrigen Pöbel gleich stellen, so suchet die Rechte der Menschheit zu vertheidigen, und sie zu überzeugen oder zu beschämen. Großmuth erzeugt Großmuth, Liebe Gegenliebe, Güte Wohlwollen, Freygebigkeit Dankbarkeit.

Ich will euch noch eine kleine Geschichte von einem Juden erzählen, die euch dieses beweisen wird.

Ein Jude reiſete einſt von der Meſſe wieder zurück. Unterweges kam er an einen Strohm, wo er durch mußte. Schon oft war er ohne Schaden durchgeritten: denn es gieng eine ſeichte Furth durch; wenn man aber halbweg ſich zu ſehr rechter Hand wand, kam man in einen tiefen Schlund, wo ſchon mancher das Leben verloren hatte. Der Jude, der dießmal nicht vorſichtig genug war, gerieth hinein. Ein lautes Geſchrey, das er ausſtieß, rufte einen in der Nachbarſchaft ackernden Bauer herbey. Er ſah die Gefahr des Mannes, riß geſchwind ein Pferd vom Pfluge, wagte ſich ganz nahe an den ihm bekannten Schlund, und als ihn das Waſſer, das ſich dort in einem Wirbel drehte, hervorbrachte, war er ſo glücklich, ihn bey dem Mantel, den er umhatte, zu erhaſchen und glücklich ans Land zu bringen. Des Juden Pferd gieng verloren, indem es von

der Last, die er ihm in Mantelsack aufgelegt hatte, niedergedrückt, sich nicht hatte heraus arbeiten können.

Nach vieler Mühe, die der Bauer und die Seinigen anwandten, brachten sie den halb todten und erstarrten Juden wieder ans Leben. Aber nun gieng erst des armen Mannes Angst an. Sein Leben war gerettet; aber alles was er erkaufschatzt, war verloren, besonders aber ein lederner Beutel oder eine sogenannte Geldkatze, die er um den Leib gehabt, und worinn sich viel Juwelen und Perlen befunden hatten. Dieß konnte er wahrscheinlicher Weise nicht im Strohsack verlohren haben: es war also der höchste Verdacht da, daß der Bauer sie ihm abgebunden, als er ihn ausgezogen und ihn aufs Bette gebracht hatte. Der Bauer betheuerte ihm, daß er nichts gesehen noch gehöret habe, und der Jude riß sich die Haare vor Verzweiflung aus, da er sein ganzes Vermögen hineingesteckt, um damit einen vortheil-

hasten Handel an seinem Wohnplatze zu treiben. Er hätte den Bauer unstreitig gerichtlich belangen können, und dieser ehrliche Mann hätte einen sehr schweren Stand bekommen, da er aller Wahrscheinlichkeit nach solchen entwandt hatte. Der Jude war indessen grosmüthig genug, solches nicht zu thun. Du hast, sagte er zu ihm, mit Gefahr deines eignen Lebens mir das meinige gerettet: du raubst mir aber das Mittel gegen dich dankbar zu seyn. Rechne dir dafür, daß ich dich durch eine Anklage bey deiner Obrigkeit nicht ins Unglück bringe! Für den kleinen Aufwand, den du meinetwegen gehabt, bist du auch dadurch reichlich bezahlt: gieb nur aber mir einen kleinen Zehrpfennig davon, daß ich in einen Ort, (den er ihm anzeigte,) kommen kann, wo ich einige von meinen Glaubensgenossen finde, und mir einige Unterstützung verschaffen kan. Du hättest mir den Beutel nicht vorenthalten dürfen: ich hätte dir ihn ohne dieß ganz gegeben, denn

ich bin dir tausendmal mehr schuldig, als ich dir darum hätte geben können, da mir und meiner Familie das Glück und mein Fleiß wieder Mittel zur Erhaltung des Lebens verschaffen können.

Der arme Bauer war eben so trostlos, da er seiner Unschuld bewußt, sich einem so wahrscheinlichen Verdachte ausgesetzt sah; und ob er den Juden gleich mit Thränen das Gegentheil versicherte, so war es doch schwer, ihn nicht zu heben. Endlich kam er selbst auf den Verdacht, daß der Jude, um ihm nicht den kleinen Aufwand, den er mit ihm gemacht, zu bezahlen, diesen Umstand erdichtet habe. Um sich aber doch nicht Verdrüßlichkeit auszusetzen, machte er, daß er ihn los wurde, und beide schieden ziemlich mißvergnügt von einander.

Nu, rief Julchen, ich will nur Wunder willen sehen, wo der Beutel wieder zum Vorschein kommen wird; denn das ist doch seltsam, daß ihn der Bauer nicht will gesehen haben: wenn nur nicht des Bauren Argwohn gegrün-

der gewesen ist! — Ja ja, das denke ich mir auch, sagte Fritze, der Jude wird ihm nichts haben geben wollen, da er ohnedieß genug verloren: das war also die beste Manier davon zu kommen, daß er keine Ansprüche machen durfte. — Ihr habt den Papa, sagte Karl, nicht ausreden lassen, und es kömmt ja blos darauf an, wie der Ausgang ist. Das dächte ich auch! rief Luischen; ich wette, man hat ihn wieder gefunden: denn sonst wäre ja die ganze Geschichte zu Ende. Nun, lieber Papa, wo fand man ihn denn? — An einem sehr garstigen Orte, versetzte ich; kurz, an keinem andern, als in der Mistgrube: denn als der Bauer um die itzige Jahreszeit Mist auf sein Feld fahren wollte, kriegte er dieß lange leberne Ding auf der Mistgabel zu fassen, und da er es untersuchte, fand er bald den ansehnlichen Schatz, der darinn verwahret lag.

Nu, fuhr Luischen fort, wie kam aber der Beutel in aller Welt dahin? — Das ist leicht

zu vermuthen, antwortete ich. Als man ihn nach Hause gebracht, hatte man ihn anfänglich gleich auf Stroh gelegt, um ihm indessen ein Bette zu wärmen, und ihm die nassen Kleider vom Leibe gerissen: er war also in das Stroh gekommen, und mit diesen in die Mistgrube geworfen worden. Doch, was liegt daran? ::: Ja ja, Papa, sagte Lottchen, was liegt daran! lassen sie uns nur nun auch das Ende davon wissen, und was der Bauer mit dem Gelde gemacht hat: War der Bauer auch ehrlich genug? ::: Ach! fiel Fritze ein, wo sollte er denn den Juden ausfindig machen, die in aller Welt umher laufen? ::: Nun, sagte der Magister, ihm nachlaufen sollte und konnte er eben nicht: aber doch zusehen, ob es keine Möglichkeit war, den Eigenthümer auszufinden, es in öffentlichen Blättern bekannt machen, und bey der Obrigkeit niederlegen, wie solches bey solchen Gelegenheiten von ehrlichen Findern zu geschehen pflegt. —

(Der Beschluß folgt künftig.)

Auflösung des Räthsels im vorhergehenden Blatte.

Der Feuerstahl.

Neues Räthsel.

Ich trage deine gröste Zierde,
Hab' öfter auch ein menschliches Gesicht:
Und doch macht man mir nicht
Ein Kompliment, wie dir und deiner Würde:
In tiefsten Winkel stellt man mich,
Und o! wie mancher ist viel klüger nicht, als
ich.

Der
Kinderfreund.
Ein Wochenblatt.

CLXXII. Stück,
den 17. Oktober, 1778.

Beschluß des vorigen Stücks.

Das that er freylich nicht, fiel ich ein; ohne Zweifel, weil er mit diesen verschiedenen Wegen nicht bekannt war: aber er legte ihn hin, verwahrte ihn sorgfältig, und rührte ihn auch nicht an. Wenn es gegen die Messe kam, war er mit seiner Frau und Kindern an der Landstrasse sehr aufmerksam, ob der Jude etwa zurückkommen und vorbeygehen würde; allein es vergiengen zwey Jahre vergebens. Als er aber eines Abends mit seiner armen Familie bey einer Mehlsuppe saß, hörte er einen Wagen an seiner Hütte halten; er guckte durch

die Scheiben und sah, daß es Juden in so einem kleinen Wägelchen waren, wie Ihr sie öfters ankommen seht. Frau und Kinder erschracken, daß sie des blassen Todes waren: denn sie glaubten sicher, der Jude brächte Gehülfen mit, sich wegen des Beutels noch zu rächen, und alles floh, wo es ein Loch fand, bis auf dem Bauer, der sich im Nothfall auf seinen unberührten Schatz verließ. Indem kam aber der Jude selbst mit den übrigen in die Stube, fiel ihm um den Hals und sagte zu ihm: er solle nicht fürchten, daß er wiederkäme, ihm den Beutel abzufordern: er wisse nunmehro gewiß, daß er ein ehrlicher Mann sey, und denselben nicht könne entwendet haben, und er käme ihm seine Dankbarkeit für das ihm geschenkte Leben nunmehr noch werkthätig zu beweisen, da er das letztemal weder gekonnt, noch auch wegen des Verdachts gewollt hätte. Der Bauer stutzte und sagte: Warum hattet Ihr aber dazumal den Argwohn, und itzt nach

zwey Jahren habt Ihr ihn nicht mehr? — Ich habe, versetzte der Jude, alle Messen hier bey euch mich durchgeschlichen, um nicht von euch bemerkt zu werden und alsdann allezeit in der ganzen Nachbarschaft und in dem Dorfe selbst sorgfältig nachgeforschet, ob ihr eure Umstände verbessert, euch ein gröſser Guth, oder Feld, oder sonst etwas Erkauft hättet: habe aber nur erst neulich vernommen, daß ihr statt dessen durch die grosse Theurung der letzten beiden Jahre in solchen Verfall gerathen, daß euer Gütchen nächstens zum Anschlag kommen würde, weil Ihr ein klein erborgtes Kapital von fünfzig Thaler nicht zu bezahlen im Stande seyd, und Ihr schon eure paar Stücken Rindvieh verpfänden müssen. Ich will auch diese Schuld bezahlen, da mich Gott gesegnet und ... der Bauer fieng an herzlich zu weinen, gieng ohne ein Wort zu sagen nach seiner Kammer, kam mit der Katze zurück, und legte sie zum Erstaunen der Juden hin auf den Tisch. — Was

will das sagen? schrien sie. — Da! sagte der Bauer: seht, ob etwas drinnen fehlt? — Der Jude that es, hub die Hände und die Augen gen Himmel auf und betheuerte, daß nicht der kleinste Edelstein, nicht ein Stäubchen Gold oder sonst Etwas von dem, was darinnen gewesen, fehlte. — Der Bauer erzählte ihm drauf die ganze Geschichte, sagte, wie oft er in der großen Noth und Gefahr gewesen, sich daran zu vergreifen; aber lieber Hunger und Kummer gelitten, und die letzte Kuh verkauft habe: daß ihm immer noch Gott einen Weg gewiesen, wie er sich und seine arme Familie erhalten; wie er endlich alle Messen die Strasse bewacht, in Hoffnung, den Schatz wieder überantworten zu können. Dem Juden flossen die Thränen vom Angesicht; erst wollte er den Beutel nicht annehmen. Nach einer kleinen Ueberlegung aber sagte er: „Du hast Recht, ehrlicher Mann! Du würdest für diese Juwelen nicht den dritten Theil des Werthes erhalten, weil du es nicht

verstehst: aber das beste Bauergut, das in dem Dorfe feil ist, soll dein seyn." Es fand sich, daß wenige Tage darauf eins öffentlich zum Verkauf ausgerufen ward. Der Jude bezahlte es und übergab es dem ehrlichen Landmann. Alle Messen besucht ihn der dankbare Mann, und kömmt nie, nach und von der Messe, ohne ihm und seiner Familie etwas mitzubringen, und legt allezeit in seinem Hause eine Nacht zurück. So belohnt sich die Ehrlichkeit: so zieht Großmuth Dankbarkeit, und Menschenliebe Wohlwollen nach sich.

* * *

Eine kleine Reise nach A..., zu der mich einige Geschäfte nöthigten, haben mich gehindert, für euch, meine geliebten jungen Leser, den kleinen Aufsatz hinzuwerfen, womit ich euch wöchentlich zu unterhalten pflege. Mein Karl begleitete mich auf derselben, und unser Aufenthalt daselbst dauerte acht Tage lang. Wäh-

rend dieser Zeit haben er und seine Schwester Lotchen einander ein paar Briefe geschrieben. Der Buchdrucker läßt mir Manuscript abfodern, und da ich mir nicht anders zu helfen weiß — wie wäre es, wenn ich diesen kleinen Briefwechsel mir von Ihnen geben ließ, und euch zur Unterhaltung vorlegte? Freylich ist er nicht wichtig, und enthält grosse Kleinigkeiten, mit ein wenig Muthwillen versetzt, wie es unter Geschwistern zuweilen zu gehen pflegt. So lange er aber nicht bösartig ist, und mehr eine bloße Lust zu scherzen, als eine übelwollende Absicht hat, kann ich ihn wohl leiden: denn Munterkeit und Freude an jungen Personen ist mir lieber, als eine mürrische Gemüthsart, oder eine altkluge Ernsthaftigkeit, die selten natürlich ist. Folgenden Brief schickte Karl gleich nach unserer Ankunft in A... mit den zurückgehenden Pferden an seine Schwester.

Meine liebe Schweſter,

Du wirſt erſchrecklich große Augen machen, daß du ſchon von mir einen Brief erhältſt, da ich kaum unſere Thürſchwelle verlaſſen habe. Aber ſey nur nicht zu ſtolz darauf! Der Brief iſt eigentlich nicht deinetwegen, ſondern meines kleinen Kanarienvögelchens wegen geſchrieben. In Tod hinein hab' ichs vergeſſen, ihn deiner neuen Fürſorge zu empfehlen: und ich kenne ein gewiſſes Mädchen, die, wenn ihr gleich ſo was vor den Augen oder vor dem Maule hieng, doch ohne eine ganz beſondere nachdrucksvolle Empfehlung, mit den wichtigſten Stunden ans Herz gelegt, es zehnmal vergeſſen würde. Wiſſe alſo, mein liebes Lottchen, daß er ſo gut als ich und du ſein täglich Futter haben will: und daß er ohne Freſſen und Saufen nicht lange leben kann, und daß, wenn er nicht mehr lebt, auch nicht mehr ſingt, und wenn er nicht mehr ſingt, du und ich nichts mehr zu hören haben. Denke ferner den Vortheil, daß, wenn unſer

Tanzmeister zur Menuet aufspielt und du Geschmältes von ihm bekommst, weil du den Kopf nicht gerade trägst, er durch sein Geschrey oft den Herrn Chassé in solche Wuth bringt, daß er auf dich zu schmählen vergißt, und ihn statt deiner ausshunzt. Diese und noch viel andere Vortheile, die dir mein Kanarienvogel verschaft, und die du in Gedanken hinzufügen magst, müssen dich ermuntern, täglich mit mütterlicher Sorgfalt sein Freß- und Saufnäpfchen zu füllen. Machen die dem ungeachtet keinen Eindruck auf deinen kleinen Flattergeist, so denke dir ihn todt — todt! seine Aeuglein und sein Schnäbelchen geschlossen, seine kleinen reinlichen Krällchen in die Höhe gestreckt, ihn auf dem Rücken in einem Schächtelchen, seinem Sarge, liegen, und umher mit Maasliebchen, Vergiß mein nicht, Ringelblumen, und was das späte Jahr sonst noch giebt, geschmückt — denke dir ihn so — und durch deine Schuld! — und . . . ah! du weinst? Nun bin ich ausser Sorgen! nun kriegt er

außer seinem Fressen gewiß auch täglich sein Bischen Zucker und seinen Gedauer mit Mäusegedärme umlaubt. Mein Hauptanliegen wär dir nun vorgetragen: aber ich muß dir doch zur Belohnung auch Etwas von unsrer grossen Reise, von unsrer Ankunft allhier und unsrer + besonders meiner Aufnahme vorsetzen.

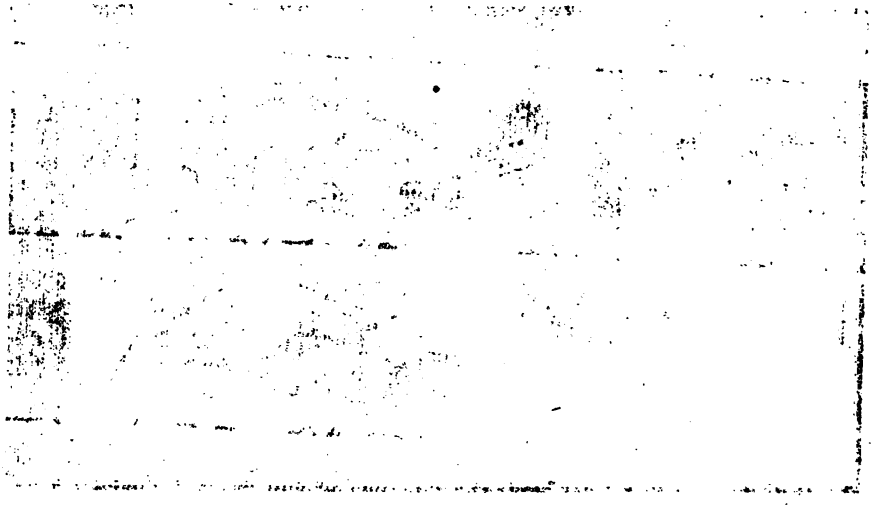
Unser Fuhrwerk rollte unter uns so schnell hinweg, wie die Herbstwolken über uns, nur daß die Wolkenwagen weniger stoßen mögen, und ich pries den Erfinder der Wagen und Chaisen und den Bezäumer der Pferde, die uns in Stand gesetzt, so schnell von einem Orte zum andern zu kommen, ohne daß wir uns aus dem Odem zu laufen und unser ganzes Fett weg zu schwitzen brauchen. — Freylich ist das Jahr nicht mehr so schön wie im Frühlinge; aber ich kann dich doch versichrn, daß eine Herbstlandschafft auch seinen grossen Reiz hat. Besonders gefielen mir die schönen bunten Blätter, die den Wald, der immer zur rechten

Hand wegläuft, wie eine schöne vielfarbig gestickte Tapete schmükten, und da sie zum Theil halb abgefallen waren, durch die lichten Flecke dem Auge bald einige Strohdächer, bald ein ganzes Dorf, bald aber auch nur eine Kirche oder eine Thurmspitze sehen ließen.

In den angenehmen Betrachtungen, die ich mit dem Papa darüber anstellte, begegnete uns ein kleiner Unfall. Auf dem Kutschbock saß, wie gewöhnlich, der Kutscher, und unser Johannes. Der erste hatte seinen Rockelor hinter sich liegen. Dieser war von der Seite hinunter gefallen, und in das Rad gekommen, das ihn auf eine wundernswürdige Art mit um seine Achse drehte. Da er es bemerkte, schrie er: o mein Rockelor! mein Rockelor! — und zog und riß daran, und zog und riß vergebens. Ich wollte geschwind an meinem Orte zur linken Hand, hinaus sehen, was dem Rockelor für ein Unglück wiederfahren sey, bäumte mich in die Höhe, fuhr mit dem Kopfe hinaus, verlohr meinen Huth

und schrie: mein Huth! ach mein Huth! Johann, der vor mir saß, drehte sich schnell nach mir um, und seine schwarze Pudelmütze stürzte hinterrücks vom Kopfe — er schrie aber nicht meine Mütze! sondern sprang von der Seite über das Wagenrad gerade hinunter, und fiel die Länge lang hin, und wäre er nicht zu gutem Glücke mit Maul und Nase in eine Pfütze gefallen, so war es, wo nicht um sein Leben, doch gewiß um seine Nase und Zähne geschehen. Dieß alles geschah so schnell hintereinander, daß beynahe alles auf einmal geschah. Während der Zeit hatte der Papa, mir zur rechten Hand wohl zehnmal geschrien: Halt! — so halt doch! — Nun hielt der Kutscher, stieg herab und wickelte seinen Rockelor aus dem Rade. Hilf Himmel! wie fieng er an zu fluchen, als er in der Mitte ein Loch so groß wahrnahm, daß er mit seinem dicken Kopfe hätte durchfahren können. Johann hatte den Mund so voll, daß er nichts that als sprudeln, und

sich die Knie und die Ellbogen mit den Händen abklopfte. Er holte hierauf etliche Schritt zurück seine Mütze, die das Wagenrad in so genanntes Radspülich gedrückt hatte, und von Feuchtigkeit überfloß. Je potz herrich! schrie er, als er zu Odem kam, sollte man's denken, daß die Mütze gerade ins Gleis fallen sollte. — Er mußte sie ausringen und sich ein Schnupftuch um den Kopf binden, wenn er nicht die Zugemütze zu der Suppe haben wollte, die er schon durch den Fall eingenommen hatte. Mein Huth ward auch wieder heraufgeholt. Diesem war weiter nichts wiederfahren, als daß er von der einen Seite eine schöne Tresse bekommen, die sich aber bey der Ankunft allhier durchs Reiben verlohren hat. Als alles wieder in Ordnung war, sagte der Papa: Hier kannst du lernen vorsichtig seyn, Karl! Eine Unvorsichtigkeit bringt immer zehn andre hervor. Hätte der Kutscher den Rockelor umgenommen, oder fest gelegt, so wär er nicht herunter ge-



fallen; hätte er gleich gehalten, und nicht hineingerissen, so hätte er sich vielleicht das Loch erspart: wärest du und Johann stille sitzen geblieben, so hättest du den Huth und er nicht die Mütze verlohren. Er erzählte mir noch eine Menge Geschichtchen, wo eine kleine Unvorsichtigkeit noch viel mehrere nach sich gezogen, und gab mir den Rath, daß, wofern mich ja eine übereilte, ich mich nur nicht durch die erste aus der Faßung solle bringen lassen, weil ich sonst deren gewiß noch zehn gröbere begehen würde.

Ein Knabe, sagte er, gieng einmal spazieren. Von ungefähr lag am Rande eines Feldes ein Bauerhund, dessen Herr dort pflügte, und schlief. Er in Gedanken, tratt ihn auf den Schwanz. Dieser, dem die Schmeicheley nicht gefiel, sprang auf und wollte ihn beym Rocke fassen. Er zog aus und sah sich immer um: vergaß aber vor sich zu sehen. Pump! lag er in einem Graben. Er stund auf, und

durch die Erfahrung weiser sah er nun starr vor sich auf den Weg. Dieser führte ihn ungefähr unter ein paar Pappelweiden weg. Er bückte sich nicht, und ein Ast schlug ihn vor dem Kopf, daß er sich rücklings niedersetzte. Je, daß dich! schrie er: nun weiß ich wahrhaftig nicht, wie ichs machen soll, gehe ich in Gedanken und seh und höre nicht, so trete ich einen Hund auf dem Schwanz; seh ich nach dem Hunde, ob er mich verfolgt, so fall' ich in den Graben, und seh' ich nach den Graben, so schlägt mich ein Baum über mir vor die Stirn ::: Aber du gähnst, liebe Schwester? Gewiß, weil du vermuthest, daß ich dir nun auch von der Moral etwas sagen werde, die der Papa hinzuthat? Nein, nein; ich weiß schon, Moral ist nichts für dich: also weiter zu meiner Reisebeschreibung!

Als wir haußen vor K... kamen, lag ein alter Soldate mit einem Fuße und einer Stelze am Wege, und ein schwarzer Hund neben ihm: und der Papa, ein großer Soldatenfreund

gab mir ein Zweygroschenstück, damit ichs ihm, da er zur Linken auf meiner Seite saß, in Huth werfen sollte. Dieß geschah, indem kam ein altes Bettelweib hinter dem Zaune hergeschlichen, die uns bis in den Gasthof nachhinkte, wo wir abstiegen, um ein wenig zu speisen. Hier zupfte sie unsern guten Vater und sagte: Ach! Ach! guter Herr! Sie wenden Ihre Wohlthaten so schlimm an? was werden Sie nicht erst an mir elenden, lahmen Mutter thun! — Der Papa hatte schon sein Zweygroschenstück vergessen, und fragte: wie so? Ja, sagte sie, dem alten Saufaus, dem Soldaten da? — Ich hab's wohl gesehen, daß ihm der liebe junge Herr da ein großes Stück Geld zuwarf. Zwischen heute und Morgen aber ist gewiß nichts mehr übrig, sondern alles ist in Brandwein verschluckt. Ueberdieß — haben Sie nicht den schwarzen großen Hund gesehen, den er sich hält? So ein Bettelkerl sich noch einen Hund zu halten? Wenn er so viel Brod

übrig hat, könnte ers nicht wohl unser Einem oder einem armen Kinde geben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels im vorhergehenden Blatte.

Der Perücken- oder Haubenstock.

Neues Räthsel.

Es sind zwey Fenster, die man trägt,
Wo jedes sich von selbst bewegt;
Man guckt durch sie nicht in das Haus,
Doch desto mehr guckt man heraus.

Der
Kinderfreund.
Ein Wochenblatt.

CLXXIII. Stück.
den 24. Oktober, 1778.

Fortsetzung des vorigen Stücks.

Nunu, antwortete der Papa, einem alten Soldaten kann ich den Brantewein eher, als einer alten Frau verzeihen. Wenn wir itzt hinter dem Ofen sitzen, müssen die guten armen Leute Kälte und Sturm, Schnee und Regen und alle erſinnliche Ungemächlichkeiten ausſtehen: kein Wunder! daß ſie Hülfe bey einem erwärmenden Getränke ſuchen, und ſich darzu gewöhnen. Und der Hund? der iſt vielleicht ſein treuer Gefährde, ſein ganzes Glück, ſeine einzige Freude, die er in der Welt hat, der einzige Freund, der an ſeinen guten und böſen Tagen noch Theil nimmt. —

Er gab ihr einen Sechser, und sie knurrte und brummte den ganzen Weg zurück. Ich fragte den Papa: warum er ihr nicht mehr gegeben, und hingegen so freygebig gegen den alten Soldaten gewesen war? — Weil ich sah, daß sie ein neidisches, mißgünstiges, verläumderisches Weib war, die dem alten ehrlichen Kerl die paar Groschen, die ich ihm gab, mißgönnte, und mir meine kleine Wohlthat zur Ungerechtigkeit anrechnete. Wer auf Kosten des andern mich zum Mitleid zu bewegen sucht, zieht sich mehr meinen Unwillen zu. Ohne ihre schmähsüchtige Einleitung hätte sie auch ein Zweygroschenstück erhalten.

Während dieses Gesprächs hatte uns der Wirth eine Treppe hoch in ein Stübchen geführet, wovon ein Fenster hinaus auf die vorübergehende Landstrasse, die übrigen aber in Hof giengen. Eh das Essen kam, das wir uns zum Mittag bestellt, tratt der Papa mit mir ans Fenster. Ich guckte hinaus, und war

gerade seitwärts unter demselben an einer Linde die alte Frau gewahr, die sich hingesetzt, ein Fläschchen aus ihrer Tasche zog, und tapfer drauf los trank. Ich rief dem Papa zu und wieß es ihm. Er gebot mir Stillschweigen, daß sie uns nicht hören sollte, indem er mir den alten Soldaten zeigte, der unten um das Haus herum auf dem hölzernen Fuße und der Krücke mit seinem schwarzen Spitze anmarschiret kam, und wir hörten ihrem Gespräche ganz stille zu. Als sie den Soldaten sah, fuhr sie geschwind mit ihrem Fläschchen in den Schubsack. — Ha; gute Mutter! rief ihr der alte Knasterbart zu: Habt ihr euch hier gelagert? — Du bist gewiß hungrig, Mütterchen, und willst dein Mittagsbrod hier verzehren? Sie klagte ihm weinerlich, daß sie nichts zu verzehren habe. — Nu so iß mit mir! — Er schlug seinen alten Schnappsack herum, holte ein schwarzes Stück Brod und ein Stückchen Wurst heraus, das er ihr verehrte: er selbst nahm

mit einem Kuhkäse vorlieb, und so traktirte er sie: jeden Bissen aber, den er selbst nahm, theilte er mit seinem Spitz. —

Während der Tafel fieng sie auf die Unbarmherzigkeit der Vorüberreisenden zu schmälen, und betheuerte, daß ihr der Herr, der hier in der Chaise im Gasthofe hielt, nicht einen blutigen Heller gegeben habe. — O pfuy! sagte der alte Krieger, das kann nicht seyn — So hatte er gewiß nichts mehr im Sacke, als etwa ein Goldstück, das er nicht theilen konnte — denn gegen mich — da sieh einmal Mutter! Zweygroschenstücke fallen mir selten in die Mütze. — Nu, du sollsts mit geniessen! Zu einem guten Bissen gehört ein guter Trunk. Es ist noch heute kein armseliger Tropfen über meine Zunge gegangen, so kalt es auch ist. Aber mein Beutel war so weiß, daß ich ihn in eine Nähnadel hätte fädeln können: ihr sollen sechs Pfennige dran spendiret werden, ein Dreyer

für dich, Mutter, einer für mich, das übrige auf ein andermal! —

Er kam ums Haus auf seiner Stelze in Hof geſtiegen, wo man ihn vermuthlich ſchon kannte, ließ er ſich zwey kleine Gläschen geben, und bewirthete mit dem einen ſeine Gäſtinn. — Der Papa ward hier ſo unwillig auf das alte Weib, daß er laut zu räuſpern anfieng und mir zurief: Pfuy, über das alte Weib! — Hier ſtreckten beyde ihre Häupter empor. Das Weib erſchrack: der alte Soldat aber ließ ſich nichts irren, ſondern ſchrie herauf: da ſehn Sie, gnädiger Herr, wie wirs uns auf Ihre Geſundheit gut ſchmecken laſſen. — Nu; ſo ſey's auf dieſelbe! — Hier ſchluckte er die paar Tropfen, die noch im Glaſe waren, vollends hinein. — Wohl bekomms euch, Vater! rufte der Papa hinab. Wer die Wohlthaten mit Dank und Wohlwollen gegen ſeine Mitgeſchöpfe nützt, verdient mehr: aber Neid, Verläumdung und Undank ... Das alte Weib hitſchte hier be-

treten fort, und der Papa wickelte noch ein Zweygroschenstück in ein Papierchen, und warf es dem ehrlichen Alten hinab.

Wir liessen uns unser bischen Suppe und ein Stück Rindfleisch wohl schmecken, und der Papa moralisirte während der Mahlzeit über die kleine Geschichte. — Aber ich sehe, du gähnst schon wieder? Also nur noch ein Wort von dem alten Soldaten!

Der Wirth erzählte dem Papa, daß er ein alter ehrlicher Kerl sey, der im letzten Kriege mit unter den sächsischen Truppen gewesen, die von Preussen gefangen genommen wurden, und ihnen dienen mußten; daß er bey demselben Bataillon gewesen, das der brave Major und Dichter Kleist führte, und in derselben Schlacht, wo er das Leben verlor, durch eine Stückkugel den Fuß eingebüßt. Er hält, sagte er, unser Dorf von allen liederlichen Gesindel rein: und jedes giebt ihm gern einen Bissen Brod, wenn er ihn nur annehmen will.

Aber dies geschieht selten; noch weniger fodert er. Ich hätte ihn bitter und böse gemacht, wenn ich vorhin für das Glas Brantewein nichts nehmen wollen. Er sagt mir, ich müsse von dem Profit leben, und wenn ich etwas wegschenke, so schreibe ichs gewiß einem andern an, und das müsse nicht seyn. Ein Reisender, der in einer Kutsche vorbeyführe, könne ihm für den Segen, den er ihm zur Reise wünschte, eher einen Dreyer geben. — Doch ich habe mich in den alten Soldaten so verwickelt, daß ich nicht wieder herauskann, so sehr gefiel er mir, und ich muß machen, daß ich an Ort und Stelle komme.

Ich könnte dir noch mancherley solche kleine Begebenheiten erzählen, die uns unterweges aufstießen. Z. B. von einem Duel zwischen einem Kuhjungen und Gänsemädchen, wo der Papa die Parthie des letztern nahm: denn der Kampf war ungleich, da der erste eine lange Peitsche und die letzte eine kurze Ruthe hatte:

auch der erste Schuld an Zwiste war, indem er der ersten ihr bischen Butterbrod aus der Hand geschlagen, das ein Hund aufgefangen hatte. Der Papa setzte die Kämpfer zu großer Zufriedenheit aus einander, indem er ein paar geschmierte Semmeln und ein wenig kalten Braten unter sie theilte, die von dem Frühstücke noch übrig waren, das uns die Mama auf den Weg gegeben hatte.

Ferner könnte ich dir von einem Jäger schreiben, der einem Häschen an dem Busche vor T . . die Läufte zerschoß, daß das arme Ding sich noch eine lange Weile fortschleppte, bis es des Jägers grimmiger Hund erreichte und vollends tod biß: aber nicht wahr, das ist zu traurig?

Nun so will ich auch kein Wort mehr von allen andern Abentheuern, die uns auf dieser kurzen Reise aufgestossen, erzählen. Ich kann so kaum begreifen, was für ein Schreibgeist mit die wenigen Stunden, die ich hier bin,

in die drey ersten Finger, von Daumen angerechnet, an meiner rechten Hand gefahren. Und — erstaunst du nicht und läuft dir nicht der Mund voll Wasser? — unten bey unserer Tante steht ein ganzer Teller voll Pflaumen- und Zuckerkuchen, der auf mich wartet! —

Was für eine unaussprechliche Freude über meine Ankunft hier war, das kannst du dir ungefähr vorstellen, wenn du an die Liebe unsrer Tante und — an meine Verdienste denkst. Nicht wahr? du vermissest mich itzt gar recht! fühlst es ganz, wie nothwendig ich zu deinem Glücke bin! bereue es! daß du es nicht immer erkannt hast, und fasse den guten Vorsatz aufs künftige — — du verstehst mich. Der Mama küsse in meinem Namen ehrerbietig die Hand, und meinen andern Geschwistern den Mund! Ich bin

Dein

treuer Bruder

Karl.

Lottchens Antwort auf ihres Bruders Brief.

Wahrhaftig, Brüderchen! Man muß so viel kleines Stolz, wie du, besitzen, um sich einzubilden, daß eine Schwester auf einen Brief von ihrem Bruder stolz seyn könne. Ich dächte, es wär allenfalls mehr Ehre für dich, daß du einmal deine Pflicht ungeheissen gethan hast. Doch auch diese verdirbst du dir, indem du gestehst, daß du deines Schreyhalses wegen geschrieben hast. Das hättest du, meiner Treu! nicht nöthig gehabt: denn bey dir ist er mehr in Gefahr sich zu Tode zu fressen, als zu verhungern. Dies aber nicht aus allzugroßer Fürsorge; sondern aus wahrer Nachlässigkeit. Denn es sieht bey ihm gerade, wie bey dir aus, wenn dir nicht täglich nachgeräumt wird. Als ich seinen kleinen Kefig ausfegte, fand ich wenigstens auf ein Viertel Jahr Futter drinnen. Das wird oben und unten hineingeschüt-

ert, und das Bürschchen ist schon so verzogen, daß es mehr mit seinem Schnabel herauswirft und verwüstet, als hinunterschluckt. Auf den Boden konnte er gar nicht mehr: denn da war er in Gefahr verschüttet zu werden, oder wie in einer See zu versinken. Wie hat er sich nicht verwundert, als er wieder festes Land sah! Lange wagte er sich nicht hinab. Nachdem er aber lange genug geprüfet und sein Hälschen gedreht hat, so scheint ihm doch ganz wohl zu seyn, daß er außer seinen beiden Stängelchen noch auf dem Parterr, das ich mit weissen Sande gar schön austapeziert habe, eine freye Promenade hat. Künftig, Herr Bruder! räume du aus, und ich will ihm zu fressen geben, so wird er dir zum Muster von Ordnung dienen können. Genug! von deinem Zögling? — doch nein, noch eins! Hüte ihn vor unsers Nachbars schwarzer Katze. Ich merke, sie hat ihn ausgespüret und eine zärtliche Liebe auf ihn geworfen. Gestern früh hatte ich die Thüre

hinter mir aufgelassen. Sie war mir nachgeschlichen. Nachdem ich ihm sein Futter zugetheilet, kroßmte ich ein wenig in deinen Büchern. Auf einmal hörte ich ein zärtliches Miau ertönen. Ich ward sie auf einmal auf dem Stuhle gegen über sitzend gewahr. Sie blickte ihn mit schmeichelnden, aber wahren Basiliskenaugen an, schlug ihrem Schwanz liebkosend hin und her, und schien ihm zu sagen: „Ach! du allerliebstes Vögelchen, komm doch zu mir herab, oder erlaube, daß ich zu dir hinaufkomme! Sieh nur die schönen sammtnen Tätzchen, die ich habe," (Nota bene! sie zog die Krallen sorgfältig ein!) „damit will ich dich Stunden lang streicheln und an mein zärtliches Katzenherz drücken. Kehre dich nicht an meinen langen abstehenden Bart; es steckt ein niedliches Mäschen und Mäulchen darunter, und ich will dein Schnäbelchen so zärtlich damit küssen!" — — Was meynst du aber, daß dein kleiner gelber Stubenbursch that? — Ich

merke, er kennt schon alle kleine Schelmereyen der falschen Welt, und mag wohl selbst ein kleiner Schelm seyn: hast du ihn etwa gelehrt? — Er drehte sein Hälschen zehnmal und schielte mißtrauisch bald nach ihm, bald nach mir, als wollte er sagen: „Ich kenne dich schlaue Betrügerinn: aber dein sammtnes Tätzchen und dein nacktes Näschen unter dem großen Stachelbarte sind so böse wie dein zärtliches oder vielmehr verrätherisches Katzenherz; Ein armes Mäuschen kannst du betrügen: aber mich? — Itzt lache ich deiner, denn ich habe eine Gehülfinn — hier schielte er mich an und schrie aus vollem Halse: „Dieb! Dieb! Dieb" — Ich verstund ihn! schlich nach dem Waschbecken, und gab dem zärtlichen Puschen so eine Ladung daß ich auf einmal das Feuer ihrer Liebe auslöschte: denn in zwey Sprüngen war sie über die Stube, und schüttelte ihren nassen Pelz, als wenn sie einen Fieberfrost hätte. — Merke dirs aber! denn der Besuch kann wiederkommen.

Man braucht keine so große Reise zu thun, wie du, um Abentheuer zu treffen. Die gute Mama wollte uns am Mittwoche zur Vergütung des Vergnügens, das unser Bruder Karl genoß, und wir entbehren mußten, die freye Landluft auch genießen lassen, nahm einen Wagen, und in demselben einen Braten, und fuhr mit uns drey Waisen zu meiner alten guten Amme nach Q — — Gerade solche Geschichtchen, als dir aufgestoßen sind, so daß wir sie zu Gegenbilder machen können, wenn du sie willst malen lassen? — und hast du Lust dir die Moral heraus zu ziehen, so wird ziemlich dieselbe folgen.

Als wir unterweges nach C... kamen, trieb der Hirte gerade die Heerde über den Weg. Unser despotischer Herr Kutscher fuhr drauf los; vermuthlich weil er glaubte, es sey seiner Ehre zu viel, wenn ein Kutscher einer Heerde ausweichen, oder so viel Respekt für Vieh haben müsse, es erst vorbey zu lassen. Die

Schöpse und Schaafe aber wissen eigentlich von dem Respekte nichts, den sie einem Kutscher, der mich fährt, schuldig sind, oder sie sind zwar ganz ehrliche Thiere mit guten Herzen; aber bey dem allen auch ehrliche dumme Schöps- und Schafsköpfe, denen es nicht schwer ankömmt, einem laufenden Pferde unter dem Bauche und durch ein rollendes Wagenrad mit Gefahr ihres Halses zu rennen. Denn es erhob sich ein lautes Geschrey: „Je halt doch! die Schaafe! die Schaafe!“ so wie dein Kutscher, mein Rokelor! du, mein Hut! und Johann, meine Mütze! schrie! — Wir hatten die Fenster zugezogen, weil die Luft ziemlich stachlicht war, und durch den Wagen pfiff. Herr Fritze, dem schon Angst ward, daß er die Heerde ersetzen müßte, vergaß, daß man erst ein Fenster herunterziehen müsse, wenn man hinaussehen wolle, und fuhr mit dem Kopfe durch — zum Glück ohne Schaden! aber nicht ohne Nachtheil des Fensters, das — klirr!

in tausend Stücken ging. Voller Verzweiflung, daß er die Fensterscheibe möchte ersetzen müssen, zog er ihm Gedankenlos zurücke, und schnitt sich ein wenig in einen Glassplitter in linken Backen. Das Ding mochte ihn kitzeln, er fuhr also mit dem Finger hinauf, und beschmierte sich mit den paar Blutstropfen, die aus der Wunde flossen, das ganze Gesicht so roth, daß er wie ein Schlächterbube aussah.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Auflösung des Räthsels im vorhergehenden Blatte.

Die Augen.

Neues Räthsel.

Ich bringe dir die fernsten Dinge nah,
Sie stehn vor dir zum Greifen da;
Doch kannst du sie nicht greifen.

Der
Kinderfreund.
Ein Wochenblatt.

CLXXIV. Stück.

den 31. Oktober, 1778.

Beschluß des vorigen Stücks.

Fortsetzung von Lottchens Briefe.

Luischen, die schon glaubte, er habe den Kopf unter die Schaafe fallen lassen, schrie aus vollem Halse: Ach! mein armer Bruder! mein guter Fritze! und beruhigte sich nicht eher, bis die Mama aus der Flasche Wein, die wir mitgenommen, ein wenig aufs Schnupftuch gegossen, die Malerey abgewischt und seiner Naseweisheit ihren vorigen Glanz wieder gegeben hatte. Waren das nicht gerade solche Unvorsichtigkeiten wie deine? oder bestätigten

sie nicht ebenfalls die Lehre, die der Papa daraus zog, daß eine Unvorsichtigkeit immer die andere nach sich zieht? Nur, daß der Schade bey euch noch größer war: denn ein Rockelor mit einem großen Loche — wiewohl der Kutscher wird auch mit einem Fleck darauf vorlieb nehmen und sich deswegen nicht einen neuen schaffen. Bey uns mußte er mit ein paar derben Hundsfüttern vom Schäfer vorlieb nehmen, da dessen Zöglinge alle gesund durch die Wagenräder wieder zum Vorschein kamen. Fritzen schmerzten die acht Groschen für die Fensterscheibe mehr, als der Krell, zumal da ihn die Mama einige Minuten in der Angst erhielt, daß er sie wegen seiner Unvorsichtigkeit bezahlen müßte; und nun gieng die Reise vollends zu unsrer getreuen Margrethe.

Wir fanden sie wie die alte Gluckhenne mitten unter ihren kleinen, rothbäckigten, frischen Jungen und Mädchen, mit krausen, blonden Haaren, und großen, muntern, ehrlichen Au-

gen: sie streckten uns alle ihre runden, ausgestopften Hände zu. Ein paar, die Butterbemmen hatten, wollten sie durchaus mit uns theilen, und ein kleiner Junge verklagte mich mit Thränen bey seinem Vater, daß ich nicht sein Steckenpferd zum Geschenke von ihm annehmen und ihm vorreiten wollte. Wir suchten bald freye Luft, und da der Tag so schön war, beschloß die Mama mit uns unter freyen Himmel die Mahlzeit einzunehmen. Zuvor, wie du leicht denken kannst, durchstrichen wir die nah gelegenen Büsche und Wiesen, und fanden deine Bemerkung von den schönen bunten Blättern wahr, ohne daß wir eben nöthig gehabt hätten, sie erst von dir zu lernen. Fritz und Luischen sammelten ihrer so gar ein, um ein Kabinet davon anzulegen: aber zu ihrem großen Leidwesen waren sie bey der nächsten Untersuchung in der Stadt vollends verwelkt und zusammengeschrumpft.

Ich begieng auf diesem Spaziergange eine kleine Bosheit, die ich zwar zu verantworten denke, da sie mir von Mitleiden eingegeben wurde, die aber für mich oder ein Andres übel hätte ablaufen können, ungeachtet ich die Strafe allein verdiente. Ich fand nämlich in den Gesträuche manches Rothkelchen im Sprenkel, das mit verstrickten Füßen erbärmlich zappelte, und um seine Befreyung bat. Ich blieb, wo wir eins trafen, immer zurück, erfüllte sein Flehen, und vereitelte die Hofnung eines harten Bauerjungen, der es vermuthlich entweder einkerkern oder gar zu seiner Schnabelweide machen wollte. Doch höre den Erfolg! Nachdem wir uns Appetit geholt, hielten wir, wie gesagt, in des Landmanns Gärtchen offne Tafel. Unsere gute Margarethe bewirthete uns mit einer treflichen Milchsuppe, und sie und ihr Mann machten unsre Pagen. Ehe wirs uns versahen, flog ein grosser Stein über den Zaun herein und gerade auf den Tisch. Wir prall-

ten alle ab und wer den Löffel voll Milchsuppe hatte, beschüttete sich oder seinen Nachbar; Luischen schrie, als ob ein Adler einen Donnerkeil aus den Wolken fallen lassen: unser Page von Wirth lief aber nach der Gartenthüre, um den Donnergott zu erhaschen und mit ein paar tüchtigen Haarraufen zu belohnen. Er hatte sich aber, wie die Götter pflegen, unsichtbar gemacht. Indessen, damit wir doch sicher den Braten aufzehren, und nicht von einem wiederholten Steinhagel möchten getroffen werden, stellte unser Wirth einen seiner Prinzen auf die Schildwacht.

Der bösgesinnte Jupiter ließ sich nicht wieder sehen. Indessen als wir ein Stündchen nach aufgehobener Mahlzeit einen Kaffee einnahmen und unsre Schildwacht abgegangen war, kam ein zerlumpter Bettelknabe zur Gartenthüre herein und bat um ein Dreyerchen! Die Mama suchte ein Dreyerchen und gab es

tuschen, es ihm einzuhändigen. Indem rie eine andere Jungenstimme über den Zaun Gebt ihm nichts! das ist der Junge, der vorhin den Stein in den Garten geworfen hat. — Kaum ertönten diese Worte, so ergrif der Bettelprinz das Hasenpanier. Unser Herr Wirth, der bisher mit seinem Mützchen unter dem Arm nur auf unsere Befehle aufmerksam gewesen war, gerieth in Grimm, bedeckte seinen obgleich kahlen, doch ehrwürdigen Scheitel, und sprang hinter ihm rasch drein: wir Kinder, begierig, wie die Jagd ablaufen mögte, auch hinter her bis an die Gartenthüre. — Unfehlbar hätte der Hund den Hasen nicht eingeholet: denn er war schon etwas steif. Aber zum Unglück wollte der Hase über einen Dornzaun springen, und da seine Hosen oder sein Wams durch die Zeit ziemlich durchlöchert seyn mochten, blieb er wie ein Krautpopanz in Lüften hängen; der Hund packte ihn, und brachte ihn vor Gerichte. Er ward befragt: ob er gewor-

sen ha
Stimm
du do
eins u
sanger
nicht,
spiese
auf d
du –
Bro
ja –
Ha
Je
R
–
–
R
so
F
S
F

fen habe? Nein, sagte er mit heulender Stimme! Jener Junge wars. — „ Also bist du doch dabey gewesen? " — Puf! kriegte er eins mit der ledernen Mütze — „ Mit gefangen, mit gehangen! willst du gestehen? wo nicht, so hol ich jenen grossen Zaunpfahl und spiese dich lebendig, wie einen Frosch, oder — auf den Freytag ist Gerichtstag und da weißt du — acht Tage sollst du bey Wasser und Brod ins Hundeloch! " — „ Nein — doch ja — aber gewiß ich wars nicht " — Ein paar Haarrausse störten ihn in seinem Zweifel — Je nun ja — aber — Euer Stadvolk da " — Nu, was hat das? — Hats an mich gebracht — die schöne Jungfer da — (er wies auf mich —) hat mir aus allen meinen Sprenkeln die Rothkelchen fliegen lassen " ... die Gesellschaft sah mich an und ich ward so roth wie mein Haubenband. Ich gestund es freymüthig, obgleich nicht sehr reuevoll, und sagte meine Ursachen. — Die Mama schüttelte den Kopf, hielt

indessen dem Jungen eine derbe Strafpredigt, indem sie ihm das Unglück, das aus seiner plumpen Rachgier entstehen konnte, zu Gemüthe führte. Wärst du, sagte sie, zu mir gekommen, und hättest dich darüber beschwert, so hätte ich dir deinen Verlust reichlich vergüten wollen: aber so ::: (hier gab ihm unser Richter und Executor ein paar Kopfnüsse) aber so ::: und doch, fuhr sie fort, wenn du dergleichen niemals wieder thun willst ::: wie hoch rechnest du deinen Verlust? " — „ Wenigstens zwey Groschen! " — Zwey Buckel voll Schläge, rief unser Richter und machte schon Anstalt dazu. Die Mama aber gab sie ihm unter wiederholten Vermahnungen — Er fletschte hierauf sehr freundlich die Zähne, gieng feixend und sich in Kopf grauend fort und sah sich wohl zehnmal um, als ob er uns auffoderte, ihm noch zehn Haarrause, zwanzig Kopfnüsse und auch wohl die zwey Buckel voll Schläge zu geben, wenn wir sie ihm nur wieder mit ein paar Groschen bezahlen wollten.

Als er zur Gartenthüre hinaus war, bekam ich die Mercuriale, und die Mama zeigte mir, wie sehr uns oft ein kleiner Feind schaden könne. Auf meine Rechtfertigung, wie ich anders handeln können, um den armen Dingerchen die Freyheit zu verschaffen, sagte sie: ich hätte mich gleich nach dem vogelstellerischen Buben erkundigen, ihm seinen Fang abkaufen, und diesem dann seine Freyheit geben sollen. Der gute Mann meiner guten Amme warf sich zu meinem Advocaten auf und versprach mir, daß er noch den Abend alle Sprenkel in dem Büschchen zerstören wolle. Ich drückte dem alten ehrlichen Mann dafür recht herzhaft die Hände.

Wir nahmen Abschied, wie man von Leuten Abschied nimmt, die uns Gutes erwiesen haben, und die man als recht ehrliche Leute liebt. Unterwegs hatten wir noch ein schönes Schauspiel. Ich meyne ein prächtiges Abendroth. Die aschfarbenen und weißen Schäfchen am Him-

mel trugen alle mit einander purpurne Wolle und die Sonne glühte selbst bey ihrem Untergange so hochroth, daß wir von ihrem Wiederscheine in der Kutsche alle wie bronzirte Engelchen an einer Hofkapelle aussahen.

Sonst kein Abentheuer! ich müßte denn das dafür rechnen, daß uns nahe beym Stadtthore die Esel begegneten, und unsre Pferde so höflich waren, daß sie ihnen mit Gewalt Platz machen wollten, kurz, ein bischen scheu wurden: aber unser Kutscher behauptete wieder seinen Kutscherstolz und überzeugte sie mit ein paar Rissen und Hieben, daß sie vornehmer wären und den Eseln durchaus den Paß streitig machen müßten. Dies Beyspiel aber wird mich nicht zur Nachfolge reizen, sondern ich werde immer den Eseln sehr demüthig ausweichen.

Lebe wohl! komme mit dem Papa glücklich zurück, küsse unsrer lieben Tante in meinem

Nahmen die Hand und grüße alles in Ihrem Hause was Odem hat: Ich bin

Deine

treue Charlotte.

* * *

Meine Kinder machen sichs sehr zum Vergnügen, die Tauben vor unsern Fenstern zu füttern. Sie sammeln daher alle Brosamen, die bey Tische, oder sonst übrig bleiben, sorgfältig, und brechen sich auch wohl von ihrem Morgenbrode ab, um diese lieben Gäste an sich zu locken und zu bewirthen.

Als Herr Papillion vor einigen Tagen bey uns war, und das angenehme Getümmel vor dem Fenster sah, suchte ihn Lottchen auf ihre Schönheit und Abwechslung von Farben aufmerksam zu machen. O, sagte Herr Papillion, was würdet Ihr vollends sagen, wann Ihr ihre

unbeschreibliche Verschiedenheit und ihre große Nutzbarkeit im ganzen Umfange kennen solltet. Ganz gewiß waren dieß auch die Hauptursachen, warum sich die Menschen mit ihrer Erziehung so sehr abgaben. Sie ergötzten sich an ihrer Annehmlichkeit und sahen, wie viel sie von ihrer Fruchtbarkeit Vortheil ziehen konnten. — Das war ein Punkt, der Fritzen sehr wohl gefiel. Karl sagte, er habe so viel von ihren guten Eigenschaften gehöret, daß er wohl näher davon unterrichtet zu seyn wünschte. Inzischen gab diesen Thierchen auch ihren Beyfall, besonders darum, weil sie sehr gut schmekten und versicherte, daß sie ein gebraten Täubchen, oder auch ein gekochtes mit jungen Schoten allen Krammetsvögeln vorzöge. —

Mir, sagte Karl, ist es immer wunderbar vorgekommen, daß man leichte Vögel mit einem so schnellen Fluge so zahm machen konnte, daß sie mitten unter den Menschen freywillig wohnen.

Herr **Papillon.** Was kann der Mensch nicht, mein lieber Karl, wenn er auf die Natur der Dinge und Wesen Achtung giebt! Es ist um so viel wunderbarer, da sie nicht als Hausthiere, wie die Pferde und Hunde, oder als Gefangene, wie die Hüner, sondern bloß als Freywillige und Gäste müssen angesehen werden, welche sich in der ihnen angewiesenen Wohnung aus- und eingehen und auch nicht länger aufzuhalten brauchen, als es ihnen gefällt, oder als ihnen diese durch reichliche Kost, gute Nester und alle Bequemlichkeiten des Lebens angenehm gemacht werden. Auch giebt es einige, die ihre ursprüngliche Freyheit allen Vortheilen, die ihnen die Menschen verschaffen können, vorziehen, und die verschiedenen Grade von ihrer Wildheit bis zur Zahmheit machen vermuthlich die verschiedenen Gattungen aus.

Lottchen. Ach! erzählen sie uns doch von diesen etwas! Ich kenne einen Tauben-

freund, der so vielerley Tauben, als Tage im Jahre, her zu nennen weiß.

Papillon. Das werden wohl mehr Spielarten als Gattungen seyn. Diejenigen, die sich durch ihre Lebensart vorzüglich unterscheiden sind die Bergtauben, Feldtauben, Holztauben oder wilden Tauben: (denn sie tragen verschiedene Benennungen) die meistens schwarzblau aussehen, ob sie gleich auch Abänderungen finden. Diese lassen sich in den Feldflüchtern, die die Taubenschläge entvölkern, und so gern auf den Bäumen sitzen, nicht verkennen. Wenn sie gleich im häuslichen Zustande und in gesellschaftlichen Wohnungen erzogen worden, so verlassen sie doch leicht dieselben, kehren zu ihrer natürlichen Lebensart zurück und flüchten wieder in ihre Wälder.

Andere, weniger kühn, aber eben so sehr von Freyheitsliebe entbrannt, fliehen unsere

Taubenschläge, um in einigen Löchern einsam zu wohnen: oder, ein kleines Häufchen nimmt seine Zuflucht in einem abgelegenen und wenig besuchten Thurme, wo sie trotz aller Gefahr und Armuth, Blöße und Mangel, trotz den Nachstellungen der Wiesel, Ratten, Marder und Eulen doch aushalten, und die unbequemste Wohnung, und die mühsamste Dürftigkeit, den Vortheilen des geselligen Lebens vorziehen. Diese Mauer- oder Thurmtauben kehren zwar nie ganz zu ihrer natürlichen Lebensart zurück, sie setzen sich nie auf Bäume; dennoch nähern sie sich dem Zustande der Freyheit mehr als der eingeschränkten häuslichen oder städtischen Lebensart.

Die dritte Abweichung sind unsere Schlagtauben oder kleinen Haustauben. Diese verlassen ihre Wohnungen wohl auch, aber bloß wenn sie bequemere finden. Diebische Hausherren suchen sie daher auch durch kleine Künste

ihren ersten Herrn ungetreu und abtrünnig zu machen. Sie fliegen aber auch zu ihrem Vergnügen aus, oder, auf den Feldern etwas Nahrung zu suchen. Bisweilen kehrt doch auch bey ihnen ihre erste Liebe zur Freyheit zurück, sie mischen sich unter jene Flüchtlinge und kommen gar nicht wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels im vorhergehenden Blatte.

Das Fernrohr.

Neues Räthsel.

So wie ich hier von Außen bin,
So bin ich durch und durch; bald mehr, bald minder werth.
Das Innerste, das nicht mir zugehört,
Wirfst, (wenn du mich verbraucht,) du meist in Winkel hin.

OXFORD-TAYLOR INST.

Der

Kinderfreund.

Ein Wochenblatt.

CLXXV. Stück.

den 7. November. 1778.

Fortsetzung des vorigen Stücks.

Die vierte Gattung sind die großen und kleinen Haustauben, deren Arten, Abänderungen und Vermischungen fast unzählbar sind, weil sie seit undenklichen Zeiten beständig unter das Hausgeflieder gehörten. Indem der Mensch sich bemühte, ihre Gestalt zu verschönern, veränderte er ihre innern Eigenschaften, und erstickte das Gefühl der Freyheit bis auf den Keim. Sie entfernen sich daher nie von der Gegend ihres Schlages. Auch der dringendste Hunger treibt sie nicht weg, ihre Nahrung anderwärts zu suchen. Sie sind gewohnt ihr

Futter aus den Händen der Menschen zu bekommen, leben bloß um zu fressen, und besitzen keine von den Fähigkeiten oder kleinen Erfindungen, welche sonst das Bedürfnis allen Thieren einflößt. Sie sind vollkommne Gefangene ohne Wiederkehr, und der Mensch wird nunmehr Schöpfer aller der sklavischen Gattungen, die desto mehr Vollkommenheiten für uns erhalten, je ausgearteter sie werden, je mehr sie sich von der Natur entfernen.

Lorchen. Wahrhaftig, Herr Papillion! man sollte glauben, die verschiedenen Gattungen von Tauben hätten mit manchen Menschen viel Gemeines: oder — wohl gar mit meinem lieben Geschwister? — Laß sehn! — die Feldflüchter — Herr Fritze! Er mag wohl so ein Feldflüchter werden wollen: auf den Messen herumziehen, oder wohl gar die Meere durchstreichen, und nach Ost- und Westindien segeln; nur bloß mit dem Unterschiede, daß

es nicht wie bey jenen aus Freyheitsliebe, sondern aus Gewinnsucht geschieht; deswegen hoffe ich, daß er doch nicht leicht unter den Wilden bleiben, sondern immer nach seiner lieben Heimath zurückkehren wird.

Karl? — Nun ja, Karl ist so eine Mauertaube. Er hockt in seinen vier Wänden über den Büchern, und wenn ihm einmal der Himmel so viel Geld bescheren wollte, sich ein Gütchen zu kaufen, so verläßt er das städtische Getümmel, packt sein Häufchen Bücher auf, und setzt sich mit ihm in einen alten gothischen Thurm zur Ruhe und studiret, und meditiret und speculiret.

Und Luischen? — wo thun wir denn dich hin? Du bist so ein kleines Schlag- und Haustäubchen, das umherflattert: aber doch zu Hause gewöhnt ist: inzwischen sich auch kein Bedenken machen würde, ein bischen davon

zu laufen, wenn man ihr sonst wo Rosinen und Mandeln vorhalten sollte?

Karl. Und Lottchen? — gut, daß du die vierte Abweichung für dich aufgehoben hast? Du bist die wahre Haustaube, die sich auf ihre schönen bunten Federn was zu Gute thut, sich den ganzen Tag über putzen möchte, um in zahlreicher Gesellschaft zu schimmern, und lieber ein bischen hungern würde, als daß sie ihre Körnchen mühsam suchen sollte. Schade, daß du nicht eine Prinzessin worden bist!

Lottchen. Verzeihn sie, Herr Bruder! Freylich bin ich keine Mauetaube: aber —

Aber, fiel ich ein, ich dächte, das Geschwätz hätte ein Ende!

Karl. Recht, guter Papa! Ich wollte eben Herr Papillon fragen, wie es die Menschen gemacht, daß sie aus den kleinen Feldtauben so schöne, vielfärbige, große Thiere hervorgebracht haben, als wir auf unsern Höfen und Schlägen sehen.

Papillon. Wenn wir dieſe einmal gut bevölkert und über dieſes flüchtige Volk die Herrſchaft behauptet haben, ſo kann es nicht fehlen, daß bey ihrer großen Fruchtbarkeit das Jahr lang durch ſich welche finden mußten, die ſo wohl in der Größe, als Geſtalt, als Farbe einen Vorzug vor den übrigen hatten. Man ſuchte dieſe aus und erzog ſie mit mehr Aufmerkſamkeit und in einer engern Gefangenſchaft. Die Abkömmlinge dieſer auserleſenen Sklaven, mußten abermals neue Spielarten darſtellen. Auch dieſe wurden von den übrigen ausgewählt, abgeſondert und alſo beſtändig mit einander vereiniget, welche das ſchönſte Anſehen hatten, und uns die beſte Nutzung gewährten.

Die ſtarke Vermehrung iſt überhaupt eine der erſten Quellen der Spielarten in den Gattungen. Die Behandlung aber derſelben, und ſo gar die Vervielfältigung iſt bloß ein Werk der Menſchen. Er hat es in ſeiner Gewalt

durch die Anordnung der Erzeugungsfolgen, durch die Vereinigung und Trennung gewisser einzelner Geschöpfe, durch Uebertragung des Fremden und Ausländischen in seine Heimath der Natur Zwang anzuthun, sie nach seinen Absichten zu stimmen, und aus zwey einzelnen Geschöpfen, welche sie gleichsam zufällig hervorbrachte, ein neues, dauerhaftes Geschlecht zu machen, und viel andere Arten daraus zu ziehen, die ohne sein Zuthun nie das Tagelicht würden erblickt haben.

Ich will euch nur mit einigen wenigen vorzüglichen Abänderungen von Haustauben bekannt machen, die wieder eine Menge von Nebenabänderungen haben. Dergleichen ist die Kropftaube. Durch die eingeathmete und aufbehaltene Luft blasen sie ihren Kropf ungeheuer auf. Dieß zwingt sie den Kopf ganz zurück zu biegen, und beraubt sie des Vermögens gerade vor sich zu sehen. Dieß setzt sie auch der Gefahr aus, leicht und unvermerkt

von einem Raubvogel überfallen zu werden. Wenn ich dergleichen gesehen, habe ich mir immer einen stolzen Mann vorgestellet, der sich auf seine Größe, oder Vornehmigkeit, oder Gelehrsamkeit; oder ein Frauenzimmer die sich auf ihren Staat oder ihre Schönheit etwas einbildete. Sie blähen sich auf, nur in ihre Verdienste oder in ihr Selbst verliebt, und sehen darüber weder ihre Fehler, die sie demüthigen sollten, noch die Gefahren ein, die sie umgeben, und werden dadurch oft unglücklich. Wie mancher Minister an Höfen, vergaß das Schwerdt, oder den Raubvogel der über seinen Nacken hieng, und blähete sich so sehr, daß er weder vor noch hinter sich sehen konnte. Wie manches junge Frauenzimmer blendete ihre Schönheit, daß sie eine Beute ihrer Schmeichler und Verführer ward!

Die türkische Taube hat einen starken rothfleischern Auswachs auf dem Schnabel, und

einen eben solchen rothen Ring um die Augen, ist groß und stark an Körper.

Die rauchfüßigen Tauben, oder Trommeltauben, die zum Theil gehäubt, aber auch ungehäubt sind ... o! die kennen wir, rief Luischen; und trommelte ihnen nach Herzenslust nach — zu diesen gehören unsere lieben Gäste; denn sie machen uns oft während der Mahlzeit die Musik.

Es giebt auch **Schleyer-Tonnen- und Perückentauben**, die sich durch ihren artigen Kopfputz unterscheiden.

Die **Pfautaube** richtet ihren Schwanz empor und breitet ihn wie ein Pfau aus. Die schönsten dieser Art haben wohl 32 Ruderfedern im Schwanze, andere Arten hingegen nicht mehr als zwölfe. Wenn sie denselben ausbreiten, ziehen sie den Kopf so sehr zurück, daß sie den Schwanz damit berühren. Die Breite desselbigen ist Schuld, daß sie der Wind oft

mit sich fortführet und dann fallen läßt. Sie schicken sich daher gut zu den Kropftauben, und in ihnen läßt sich ebenfalls das Bild eines eingebildeten Menschen ohne Kraft wahrnehmen, der Dinge ausführen will, ohne nachzudenken, ob er Verstand oder Kraft genug habe, oder ob eine günstige Luft seine Flügel heben, oder die geringste Windstille ihn werde fallen lassen.

Noch muß ich einiger besondern Tauben unter den kleinen Arten erwähnen; dahin gehört das **Mövchen**, ein kleines, wohlgebildetes, niedliches Täubchen, das einen Büschel aufwärts gesträubter Federn hat: die **holländischen Muscheltauben**, die einige zurückgekrümmte Federn hinten am Kopfe haben, die eine Art von Muschel zu bilden scheinen. Die **Tummel** oder **Burzeltaube**, die sich im Fluge, wie ein schwerer Körper, den man in die Luft wirft, um sich selbst dreht: die **Wendetaube** oder **Klatschtaube**, die sich im Fliegen immer in die Runde dreht, und mit

ihren Flügeln so sehr klatscht, daß man eine starke Klapper zu hören glaubt.

Aber, sagte Lottchen, ich habe einmal in einer türkischen Beschreibung von Tauben gelesen, die Briefchen hin und her zu tragen pflegen. Was sind denn das für Geschöpfe?

Papillion. Es sind die **Brief-** oder **Posttauben**, die man auch **türkische** Tauben nennt. Sie sind hauptsächlich in Orient Mode, und die Geschichte rühmet ihre Geschicklichkeit auf das geschwindeste Briefe zu bestellen. Wenn man sie nämlich an zwey entlegnen Oertern gewöhnt und an beiden füttert, so fliegen sie beständig hin und her. Man hängt ihnen Briefchen an Hals: diese bringen sie in einem Fluge dahin, wo man sie erwartet; man nimmt ihnen ihr Billet im Taubenschlage ab, und hängt ihnen die Antwort wieder an.

Zu Kairo, erzehlt ein Reisebeschreiber, pflegt man einige Täuber von ihren Weibchen zu trennen, und sie in die Städte zu schicken, von

denen man eine schnelle Nachricht wünscht. Man setzt seine Gedanken auf ein Papierchen, versiegelt es mit Wachse, befestiget es unter des Taubers Flügel, und läßt ihn wohl gefüttert, damit er nicht unterwegens zögert, früh Morgens in Freyheit. Er eilt alsdann mit der größten Geschwindigkeit nach dem Taubenschlage, wo er sein Weibchen findet, und thut in einem Tage eine Reise, die ein Fußgänger in sechs Tagen nicht vollenden könnte. Zu Aleppo bedient man sich einiger Tauben, welche vor Ablauf von 6 Stunden Briefe von Alexandretto bis Aleppo, mithin 22 starke Meilen weit bringen.

Karl. Ey Schade, daß wir nicht solche Briefboten hier haben: diese sollten durch die Luft marschiren!

Frize. Und was man da für Porto ersparen könnte!

Lottchen. Freylich! das dachte ich! — Wie viel hast du denn noch Briefporto bezahlt,

Fritze? und du, Karl? wo gehen denn deine Korrespondenzen hin, daß du solcher Geschwindigkeit brauchst?

Karl. So weit als Deine, Lottchen! und ich habe doch wohl schon große und kleine Freunde, die etliche 60 bis 70 Meilen von hier sind. Ein Täubchen sollte uns bisweilen gewiß gute Dienste thun!

Papillon. Je nun; wenn man sich die Mühe gäbe; so ist kein Zweifel, daß man hierbey uns eben so gut Tauben abrichten könnte, denn fast alle Arten dieser Tauben werden in unsern Schlägen, obgleich mehr zur Pracht und zum Staate erzogen. Allein unser vortreflich eingerichtet Postwesen erspart uns der Mühe. Geht es nicht so geschwind, so geht es desto sicherer; und wie mancher Brief würde bey unsern bevölkerten Städten und Dörfern aufgefangen und unsere Geheimnisse verrathen werden.

Luischen. O! wann ich mir ein paar Täubchen wünschen sollte, so müßten es ein paar Turtel- oder Lachtäubchen seyn. Da habe ich einmal ein paar gesehen — was das für ein paar niedliche Dingerchen waren! und die Fröhlichkeit? — denn, um immer lachen zu können, muß uns doch recht wohl seyn.

Lottchen. Ja ja: man lacht auch bisweilen aus Gedankenlosigkeit, ohne daß man weiß warum? und du bist wohl auch bisweilen so ein lachendes Täubchen. Schade! daß man dich nicht in einen Taubenschlag voll solcher Thierchen stecken kann: da würde was gelacht werden! — Aber, Herr Papillion! ist denn die Turteltaube mit der Lachtaube einerley?

Papillion. Nein; aber sie sind von einerley Gattung. Ihr Vaterland ist in Indien. Sie sind Zugvögel, wie die Kraniche, Störche und Schwalben, vereinigen sich auch in ganze Truppen und reisen miteinander. Sie lieben im Sommer die Kühle und im Winter

die Wärme, kommen daher im Frühjahre spät zu uns, und ziehen auch bald wieder ab, so daß sie kaum vier bis fünf Monat bleiben. In dieser kurzen Zeit paaren sie sich, legen ihre Eyer, (und zwar ihrer zwey und des Jahres nur zweymal,) brüten und bringen ihre Jungen so weit, ihnen auf ihrer Wanderschaft zu folgen. Sie suchen die entferntesten, kühlesten und finstersten Waldungen aus, und bauen daselbst auf die höchsten Bäume, lassen sich aber auch leicht zahm machen, und gewöhnen sich ganz zum Menschen. Man hat sie zum Sinnbilde der Reinlichkeit und Keuschheit gemacht, weil sie gegen ihre Gatten eine zärtliche Liebe beweisen, und auf eine angenehme unterhaltende Weise um sie her girren. Wo sie zu Hause sind, muß es ihrer eine ungeheure Menge geben. Zu Jida in Africa, erzählt ein Reisender, machte sich ein guter Schütze anheischig, in Zeit von 6 Stunden wenigstens 100 zu liefern. Auf den bezauberten Inseln

der Südsee waren sie so zahm, daß sich einige auf die Reisenden, wie auf Bäumen niederließen, und ihrer waren so viel, daß man zu 5. 6. Dutzend in einem Nachmittage mit dem Stocke erlegen konnte.

Luischen. O! mit dem Stocke? die armen Thierchen! pfuy! wer wird sie denn mit dem Stocke todtschlagen? lieber haschte ich sie.

Lottchen. Und wo wolltest du denn mit 6 Dutzend hin?

Luischen. Je nun, ich ließ ihnen ein Haus bauen, oder sie wieder fliegen.

Papillon. Das wollen wir thun, mein gutes Luischen, wenn wir einmal auf diese Inseln kommen. — Doch ich will euch nicht mit mehr Taubenarten aufhalten. Jedes Land hat beynahe seine eignen, und man erstaunt, wann der letzt verstorbene Herr Martini, (ein würdiger Naturkündiger, dessen frühen Verlust alle Freunde der Natur beklagen,) uns in seinem Büffon auf drey hundert und etliche zwanzig bekannte Taubenarten her erzählt.

Lieber will ich euch noch etwas von ihren äußern und innern Theilen, von ihren Eigenschaften und moralischen Charakter sagen. Darzu wird aber gut seyn, daß ich euch morgen eine Taube mitbringe, oder daß eure Mama eine vom Markte mitbringen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels im vorhergehenden Blatte.

Ein Knaul.

Neues Räthsel.

Mein Kopf ist spitz, mein Fuß ist breit;
Zum Staat trag' ich ein blaues Kleid:
Ich wachse, doch nicht so; hab auch nicht Fleisch und Bein.
Bin nicht Metall, nicht Thier, nicht Thon, nicht Holz, noch Stein;
Bringst du dem Wasser mich zu nah;
Verschwind ich, und bin bloß dir unsichtbar noch da.

Der
Kinderfreund.
Ein Wochenblatt.

CLXXVI. Stück.
den 14. November, 1778.

Fortsetzung des vorigen Stücks.

Das letzte geschah. Er zeigte ihnen also erst den hornartigen Schnabel. Dieser, sagte er, hier ist weiß, wie ihr Kopf. Nach Beschaffenheit seiner Farbe ist er bald schwarz, bald blaulicht, bald braun, und nach der Spitze etwas gebogen, auch nach Verschiedenheit der Taubenarten kürzer oder länger. Der Schnabel dienet ihnen nicht nur statt des Mauls, sondern auch einander liebzukosen, ihr Nest aus schlanken oder birkenen Reisern zu bauen, ihre Jungen zu füttern, ihre Federn zu putzen und in Ordnung zu bringen, sich vom

Ungeziefer zu reinigen, und auch im Nothfalle sich zu vertheidigen.

Der Kopf ist rund und nach Verhältniß des Körpers klein, vorwärts hängend, bald glatt wie an den Feld- und wilden Tauben, bald mit schönen Kuppen und Federhauben, wie ihr an den Trommeltauben seht, die sich vor euren Fenstern versammeln. Die Augen sind etwas platt und ringsumher mit einem kahlen Häutchen versehen, damit sie die Federn nicht hindern, umher zu blicken; übrigens aber nach ihrer Farbe so verschieden, wie an Federn. Blau, schwarz, grau und braun sind die gewöhnlichsten.

Der Hals ist bey den Taubern kürzer; die Beine aber höher als bey den Tauben. Nichts ist reitzender als der erste und ihre Brust, die des bequemen Fluges wegen spitzrund gewölbt ist. Seht einmal, was für prächtige Farben er spielet! Grün, blau, purpurfarbig, wie ein Regenbogen. Der Schwanz hinten über

den Schwanze (er bließ die Federn von einander) ist etwas besonders und vertritt nebst dem Schwanze die Stelle eines Steuerruders. In den zwo Drüsen, die ihr hier seht, ist ein klebrigter Saft, mit dem sie, wie andere Vögel der gemeinen Meynung nach, ihre Federn, wenn sie naß und schlaff geworden, wieder leimen, fett und stehend machen. So oft sich also eine Taube gebadet hat oder durchnäßt ist, drücket sie mit ihren Schnabel diese Drüsen, faßt den Saft auf, und streicht ihre Federn damit: da dieser Saft sehr fett und ölicht ist, alles Oel aber das Wasser abhält, so seht ihr, warum die Wasservögel und auch andere mitten in Regen und Wasser trocken bleiben. Inzwischen zweifelt ein anderer Naturkündiger und glaubt, es sey eine bloße Unreinigkeit, die die Natur dadurch abführe, und daß wenn sie der Vogel ausgedrückt, er sie bloß wieder an den Federn abwische; und freylich sind diese schon an sich fett und ölicht

genug. Der Schwanz besteht, außer den Pfauentauben, wie ich schon erinnert, aus zwölf Kielen. Die Flügel sind sehr lang, zumal bey den wilden Gattungen. Die Oberschenkel sind meistens mit Federn besetzt, sonst roth, nackend und schuppicht, es versteht sich, daß es keine Trommeltauben sind, die mit ihren schönen Latschen prangen. Ihr Fleisch ...

Luischen. O das weiß ich, wie es schmeckt!

Lottchen. Ja ja, wenn's nur aufs gut schmecken ankömmt, da bist du zu Hause. Aber ich habe eine andere Frage. Sie sollen ja keine Galle haben, wie da in einem Liede steht „ein Täublein klein hat keine Gall."

Papillon. Der ehrliche Reimer mag wohl kein großer Naturkündiger gewesen seyn. Freylich ist ihre Galle nicht in einer Blase eingeschlossen: aber sie haben eine Leber und die würde ihnen zu nichts nütze seyn, wenn sie nicht die Galle vom Geblüte absondern sollte;

auch zeiget der merkliche Busen, da, wo die Gallenblase liegen sollte und die immer angefüllten Gallengänge, daß es ihnen daran nicht fehlt.

Artig genug ists, daß sie sich keines Nests mehr, als einmal bedienen, oder wenignens es aufs neue bauen; auch hat ein fleißiger Taubenbeobachter wahrnehmen wollen, daß die Täubinnen mehrentheils gegen Morgen ein Ey legen, das fast allemal mit einem Täuber angefüllt ist; drey Tage darnach auch des Morgens, das eine junge Taube einschließt: die sie aber Mittags oder Nachmittags legen, sollen mehrentheils taub seyn.

Die Jungen kommen ganz blind aus dem Eye und bleiben es neun Tage lang. Die Alten füttern ihre kleine Nachkommenschaft und blasen ihnen den Kropf auf: dies macht auch das Hinderniß sie selbst aufzufüttern. Ihr volles Wachsthum erreichen sie in der vierten bis sechsten Woche, und in sechsten Monath

haben sie ihr völliges männliches Alter erreicht.

Ihre Fruchtbarkeit ist erstaunend. Sie legen jedesmal zwey Eyer, aus welchen ein Taubet und eine Täubinn gebrütet wird, und da sie solches in einem Jahre neunmal wiederholen, so können von ihnen im ersten Jahre 18, oder neun Paar, und mit den alten also zehn Paar, und im zweyten Jahre 180 oder neunzig Paar Tauben gezogen werden: diese können sich im dritten Jahr, nebst den 20 alten bis auf 1800 Stück oder 900 Paar vermehren. Wenn man nun die hundert Paar alte dazu rechnet, so gäben nach des Linnäus Rechnung, die sehr richtig ist, diese tausend Paar Tauben im vierten Jahre 18000 Junge. Ja es ist zuverläßig, daß gute, zahme, wohlgefütterte Tauben wohl dreyzehnmal im Jahre brüten und sich also in wenig Jahren auf Millionen vermehren würden. Allein Ihr müßt wissen, daß fast kein Vogel so viel todte Brut

zen hervorbringt, als die Taube: als lassen sie die Eyer kalt werden, oder zertreten die Jungen: diese werden krank, oder ein Raub der Katzen und Marder; endlich sorgen unsere Mäuler darfür, daß die Vermehrung nicht zu stark werde und auch Bäumen für die Menschen auf dem Felde übrig bleibe. —

Nein, das ist doch ganz erstaunend, rief Karl; aber desto besser, daß sie so fruchtbar sind, da sie dem Auge eben so viel Vergnügen als dem Gaumen machen, sich so zum Menschen halten, und so friedfertig und sanftmüthig sind.

Papillion. Das ist eine ihrer Tugenden. Sie sind es auch nicht nur gegen ihres Gleichen, sondern auch gegen andere Vögel; lassen Hühner und Sperlinge geruhig mit sich fressen, und die letzten so gar bey sich in ihren Häusern nisten. Nur dann scheinen sie unwillig zu werden, wenn sie eifersüchtig sind, oder wenn man sich ihren Eyern nähert, oder

eine fremde sie aus ihrer Wohnung verdrängen will: da hacken sie mit ihrem Schnabel und schlagen mit ihren Flügeln: die Ursache ist aber zu gerecht, als daß man ihnen diesen Eifer verdenken kann.

Sie lieben die Reinlichkeit ungemein. Daher baden und putzen sie sich unaufhörlich, legen sich bey einem sanften Regen aufs Dach, und fangen die Tropfen mit ausgebreiteten Flügeln auf. Ihr Nest verunreinigen sie niemals und halten auch ihre Jungen dazu an. Denn so oft sie sich ihres Unrathes entledigen wollen, kriechen sie, wie die Krebse, rückwärts in die Höhe und lassen ihn über das Nest fallen. Der äußerste Hunger kann sie nur verleiten, im Pferdemiste zu hacken und die unverdauten Körner heraus zu holen. Der geringste Gestank ist ihnen zuwider, so wie sie hingegen alle gute Gerüche lieben. Die ansehnlichsten Züge der eingewohntesten Tauben sind dadurch oft zerstöret worden, wenn man

aus Bosheit [redacted] eingefangen und sie mit dem sogenannten Teufelsdreck bestrichen hat.

Ihre Geselligkeit verräth sich, daß sie immer in großen Schaaren auf den Dächern sitzen und fliegen. Ein einzelnes Paar Tauben wird nie ein Haus bewohnen wollen, und wenn es ihnen zu weitläuftig wird, verlassen sie dasselbe.

Ihren Geburthsort lieben sie sehr, und viele Meilen sind ihnen nicht zu weit, ihn wieder aufzusuchen. Diese Neigung dienet ihnen oft zum Verderben. Man hat bey Feuersbrünsten gesehen, daß sie sich eher in die Flammen gestürzet haben, als ihr Haus verlassen wollen. Ein unleidlicher Gestank, oder ein auswärtiges Liebesverständniß, oder eine entfernte Gefangenschaft kan sie allein davon zurück halten. Sind sie einmal von einer Katze oder einem Marder darinnen überfallen worden, so kostets viele Mühe, sie wieder des Nachts hinein zu bringen. Sie suchen sichere Winkel aus, oder wählen lieber das offene

Dach zu ihrer Schlafstätte [illegible]ach, und nach beziehen sie wohl dasselbe wieder, wenn sie nach lang eingezogener Kundschaft keinen Feind mehr verspüren: aber es geht immer nicht ohne Verlust des Besitzers ab; denn manche ziehen doch indessen ab.

Da sie zahm sind, so sind sie auch gelehrig. Ein Knabe gewöhnte ein Paar Tauben einen Spielwagen zu ziehen, verfertigte ihnen ordentliche Geschirre, worin er sie gehörig an- und ausspannte, ohne daß sie auffloegen. — **Karl.** Und die Geschichte mit dem Mahomed, der vorgegeben haben soll, Gott würdige ihn durch eine Taube, die ihm ins Ohr etwas zu sagen schien, unmittelbarer Offenbarungen — nicht wahr? das war so eine abgerichtete Taube? —

Papillon. Ohnfehlbar: denn man kan sie gewöhnen, aus der Hand und aus den Ohren zu fressen: und vielleicht, wofern es nicht eine Fabel ist, war das letzte das Mittel.

Lulochen. Nein, so ein Pärchen vor mein kleines Wägelchen zu spannen — das wär so eine Sache. — O haschen sie doch ein Paar ein, und gewöhnen sie!

Lorchen. Nein, wir wollen ihnen lieber die Freyheit gönnen. Wie bald käm eine Katze und holte die Equipage. Nicht wahr? das würde dir weit schmerzlicher seyn, als wenn du sie nie gehabt hättest.

Papillon. Ja freylich, und die Thiere haben so viel Feinde. Auf der Erde und in der Luft! Bey Tag und bey Nachte. Da kömmt einmal der Marder in Schlag und verheert alles. Jung und alt muß daran, und so lange nur ein lebendiger Kopf da ist, muß er herunter, wenn schon für den Hunger ein paar Stück genug wären. Die Katzen sind zwar weniger blutgierig: sie begnügen sich so viel zu zerfleischen als ihr Appetit vermag, und würgen nicht bloß der Mordlust wegen: indessen . . .

Lottchen. Indessen bleiben es immer schlimme Gäste. Aber Herr Papillon! Unsre Tante hat eine Katze und einen Staar: die Thiere spielen mit einander, daß es eine Lust ist: also dächte ich; sie würden auch den Tauben nichts thun . . .

Papillon. Ganz gewiß kann man sie durch Schläge dazu gewöhnen, indem man ihnen Tauben vorhält.

Karl. Ich würde, wenn ich ein paar liebe Täubchen hätte, sie doch nicht einem solchen Spielkameraden anvertrauen. Ich will ihnen einmal eine Fabel vom Herrn Spirit erzählen.

Die Katze und die Tauben.

Einst hatte Fritz ein schönes Taubenpaar
Und zur Gesellschaft eine Katze —
Wie? Zur Gesellschaft eine Katze?
Sehr wohlgewählt für Tauben! — Freylich, wahr!

Doch da durch strenge Zucht sie schon gebändigt war,
So fürchtet' er auch nicht die mindeste Gefahr
Von ihrer Mördertatze. —
Es schien so gar, als ob ihr Spiel,
Wie Fritzen, so den Täubchen selbst gefiel:
Denn sie begonnen oft die lächerlichsten Dinge.
Sie fielen Murnern oft mit ihren Schnäbeln an;
Er that als ob er flöh, und eh sie sichs versahn,
That er zwey krumme Sprünge
Und haschte sie: sie flatterten
Und schlugen mit den Fittigen,
Und kamen sie nicht durch Gewalt davon,
So fiengen sie sich bittend an zu schmiegen,
Und er gab ihnen gnadenreich Pardon.
Das Ding gieng lange gut zu allerseits Vergnügen:
Doch einst vergaß der Herr Patron
Die scharfen Krallen einzuziehen,
Und als er eine in dem Fliehen

Erhaſcht', griff er ſo derb, daß klares Blut
Vom bunten Hälschen floß. Der Späschens-
macher leckte,
Und ach! Zu allem Unglück ſchmeckte
Dem Dieb die rothe Suppe gut.
Kein Menſch war da, der zur Vernunft ihn
brachte:
Jemehr er koſtete, um deſto mehr erwachte
Die eingeſchlafne Mordbegier,
Bis er von Mitleid leer und ganz berauſcht
von ihr
Das arme Taubenpaar zu ſeiner Beute machte.

* * *

Traut, meine Kinder, nie dem Feind
Verdeckter Leidenſchaft. Wenn ſie am ſtillſten
ſcheint,
Uns ſchmeichelt und wir mit ihr ſcherzen,
Ergreift ſie uns ſehr oft und würgt in unſerm
Herzen.
Vermeidet die Gelegenheit!
Erwacht einmal die Lüſternheit,

So ist der Fall gewiß nicht weit.
So lang ihr noch an Tapferkeit
Nur Kinder und nicht Männer seyd,
So sucht in früher Flucht blos eure Sicherheit.

Recht gut! sagte Herr Papillion, es ist wohl wahr, die Natur kehrt oft bey solchen Thieren zurück: drum merkt euch auch die gute Lehre. Wenn euch die Sünde reizt, so flieht: denn der erste Schritt zieht mehrere nach sich.

Außer diesen Hauptfeinden, fuhr er fort, sind es auch die Wiesel und Ratten, die nicht nur die Eyer aussaufen, sondern selbst die Jungen in Nestern tödten. In der Luft und am Tage werden sie von Geyer, Sperber, Falken und Habichten verfolgt, die sie mitten im Fluge überfallen und zerfleischen. Bey Nachtzeit suchen sie die Eulen und Käuzchen bis in ihre Schlöge auf.

Lulschen. Was ist doch jämmerlich, daß das unschuldige Thierchen, das andern so wenig zu Leide thut, so viele Feinde hat.

Karl. Ja, dafür nehmen sie auch die Menschen in Schutz und verfolgen jene Raubthiere, wo sie nur können.

Lottchen. Ey! schöne Beschützer! wer sind denn ihre ärgsten Würgengel als die Menschen selbst? —

(Der Beschluß folgt künftig.)

Auflösung des Räthsels im vorhergehenden Blatte.

Der Zuckerhut.

Neues Räthsel.

Oft mürrisch, ungestalt, bin ich mir eine Last,
Und andern noch weit mehr verhaßt:
Und doch wünscht man mich zu erringen:
Durch Güte kann ich mir nur Liebe noch erzwingen.

Der Kinderfreund.

Ein Wochenblatt.

CLXXVII. bis CLXXXII. Stück.

von 21. November bis 26. December 1778.

Beschluß des vorigen Stücks.

Papillion. Das ist ein Kapitel, meine Kinder, worüber einiges Nachdenken uns itzt zu weit führen würde.

Nur noch ein Wort vom Taubenmiste! Von Seite gesetzt, daß er in der Wirthschaft sehr vortheilhaft ist, indem er halb erstorbene Bäume oft wieder zum Leben bringt, solltet Ihr wohl glauben, daß manche Bäcker eine Lauge zu Einmachung des Semmelteiges daraus ziehen? — O pfui doch! pfui doch! rief eines über das andere. Wozu denn so was Eckelhaftes? — Papillion. Man behauptet

die Semmeln erhielten dadurch einen besonders guten Geschmack. In Frankreich soll es etwas gemeines und eine der vornehmsten Ursachen seyn, warum der Taubenmist mit der Gerste in einem Preise stehe. Ich aber danke für die Annehmlichkeit, die man darinn finden will, und denke immer, die Bäcker thun es aus Eigennutz: denn da der Taubenmist sehr hitzig ist, so treibe die Lauge davon vielleicht den Teig sehr in die Höhe, damit die Semmeln hübsch groß scheinen, denn ich besinne mich, daß man vielen von unsern Bäckern diesen Kunstgriff in der letzten Theurung Schuld gab, und der Geschmack, der mir höchst eckel schien, verrieth bisweilen ein fremd Ingredienz.

Karl. Ha! Schade für den Mist! Ich lobe mir die Tauben. Wir wollen ihre Beschützer und Wohlthäter seyn, und ihre guten Eigenschaften ihnen ablernen.

Kinderlied.

Kommt, liebe Täubchen, meine Gäste,
Mit voller Hand lad ich euch ein!
Vor unserm Fenster sollt Ihr itzt von mir aufs
Beste
Mit Brosamen bewirthet seyn!

Ha! wie behend von Dächern nieder
Das kleine muntre Völkchen schießt!
Wie wellenförmig ihr buntfarbiges Gefieder,
Im Drange durcheinander fließt!

Der Raum ist klein; und doch vertragen
Sie ohne Neid sich brüderlich,
Und, ohn einander wild ein Krühmchen abzujagen,
Nimmt jedes, was es hascht, für sich.

So machen's nicht die Menschenkinder.
Eins wird des andern sein Tyran,

Kämpft um ein bischen Land, wovon das Mehr und Minder
Nichts nützen und nicht schaden kann.

Mein, nie will ich von Neid entbrennen,
Von dir, du frommes Volk gelehrt,
Mit Dank das nehmen, was Gott giebt, und jedem gönnen
Mit Freuden, was ihm Gott beschert.

Auflösung des Räthsels im vorhergehenden Blatte.

Das Alter.

Die

Ueberraschung.

Ein Lustspiel für Kinder,

in

Einem Aufzuge.

Spielende Personen.

Rittmeister.

Wachtmeister.

Frau von Haltan, eine Offizierswitwe, Gutsbesitzerinn und Mutter der folgenden Kinder.

Ernst, 12 Jahr alt.

Jettchen, 10 Jahr alt.

Konstantin, 8 Jahr alt.

Julchen, 6 Jahr alt.

Der Schauplatz ist auf einem Edelhofe nicht weit von feindlichen Gränzen.

Erster Auftritt.

Ernst. Konstantin.

Ernst sitzt und liest in einem Buche. Konstantin als ein kleiner Grenadier gekleidet, hat eine Flinte und exerciret.

Konstantin.

Richt't euch! — Habt acht! — Präsentirt das Gewehr! — (Er macht alles, was er kommandirt.) Gewehr beym Fuß! — Schultert das Gewehr! — Rechtsum kehrt euch! — Marsch! — (indem er umher marschirt, trommelt er mit dem Munde.) Patabum! Brr — bum! ꝛc.

Ernst.

Je der Tausend! So sey doch einmal ruhig! Das ist auch ein Lärmen, daß man nicht eine Zeile ungestört lesen kann.

Konstantin.

(Kehrt sich nicht daran, trommelt immer fort und marschiert umher.)

Brr — bumm! — brr — bumm!

Ernst.

Hörst du nicht?

Konstantin.

Brr — bumm! u.

Ernst.

(Springt auf und schlägt mit dem Buche auf den Tisch.)

Unausstehlich! Patabum! brr — bumm! ich wollte, daß du das Patabum auf den Buckel kriegtest!

Konstantin.

Macht euch fertig! — Schlagt an! Piff! paff! puff! brr — bumm!

Ernst.

Du wirst so lange machen, bis ich dir die Pfeife aus den Händen reiße! Sag mir mir, ob du vom frühen Morgen an nichts anders

zu thun hast, als das ewige Soldatenspielen. Kein ander Wort, als: (Er spottet ihm nach:) „Habtacht! Präsentirt das Gewehr! Gewehr beym Fuß! Marsch! Brr humm humm humm — “

Konstantin.

Ja mit dem Gewehr beym Fuß marschirt man auch! Hahaha — Siehst du, Bruder? Mit allen deinen Lesen weißt du kaum, was Gewehr beym Fuß, und schultert das Gewehr! heißt — Habt acht! Schultert das Gewehr! Marsch! (er macht dieß) Nun gehts fort!

Ernst.

Ey, da weiß ich auch was rechts, wenn ich das kann. Das können unsere dümmsten Bauerjungen im Dorfe auch; aber ein Buch lesen und verstehen, das müssen sie mir wohl bleiben lassen.

Konstantin.

Und werden sie denn dadurch tapfere und brave Offiziere?

Ernst.

Oha! das Exerciren macht auch noch keinen Officier. Der muß Verstand und Klugheit haben, der gut befehlen soll: — er muß was gelernt haben, wenn er brav und tapfer seyn will.

Konstantin.

So? also ist der nicht brav und tapfer, der sich brav mit dem Feinde herumschießt und herumschlägt?

Ernst.

Sag mir, nennst du unsern großen Hund, der alle Menschen zerreißen würde, wenn er nicht an der Kette läge, auch tapfer und brav?

Konstantin.

H — m! — Eigentlich sagen wir: daß es ein böser wütender Hund ist!

Ernst.

Und warum? Nicht mehr? weil er Jedermann ohne Unterschied, ohne Verstand anfällt. Verstand aber kriegt man nicht durchs Exer-

ciren und Schießen allein: da muß man auch was lernen.

Konstantin.

Je nu: ich will auch was lernen: aber itzt sind meine Freystunden: und da will ich exerciren und nicht lernen. — „Präsentirt das Gewehr!“

Ernst.

Ich lerne auch nicht, sondern lese etwas zu meinem Vergnügen.

Konstantin.

Zum Vergnügen? Und das heißt du nicht lernen? Nu, zum Exempel! Was hast du denn da für ein Buch. (Er geht zu ihm.) Zeig einmal den Titel. (Ernst zeigt es ihm: behält es aber in der Hand. Konstantin liest:) „Briefe über den Krieg!“ — Nu! das laß ich gelten! Ueber den Krieg! das muß ganz [redacted] schon

Ernst.

Hör einmal! ich will dir etwas [illegible] vorlesen, ob dirs nicht gefallen wird?

Konstantin. (schüttelt den Kopf.)

Währt's lange?

Ernst.

Du fragst schon, obs lange währt, und ich habe noch nicht angefangen.

Konstantin.

Nu so fang an! sonst muß ich wieder exerciren.

Ernst.

(Liest; Konstantin stützt sich auf seine Flinte.)

„In dem Kriege Ludwigs des Zwölften mit den Venezianern, ward die Stadt Brescia mit Sturm erobert, und den Siegern Preis gegeben."

Konstantin.

Die Stadt Brescia? Wo liegt die?

Ernst.

Wo? in Oberitalien. Das hörst du ja, da es der [illegible] gehört.

Pfuy, lies nur fort! es liegt nichts dran.

Ernst.

„Sie mußte verschiedene Tage hinter einander alles Elend, die Grausamkeit und Habsucht veranlassen können, erfahren.“

Konstantin.

Pfuy! nicht hübsch!

Ernst.

Kein Haus ward verschont, ausgenommen das, worinnen der Ritter Bayard seine Wohnung hatte.“

Konstantin.

Und warum denn sein Haus?

Ernst.

Vermuthlich, weil ers nicht haben wollte: denn der Ritter Bayard war französischer Befehlshaber über die Truppen, ein tapfrer, tapfrer Mann.

„Bey seinem Eintritte fiel ihm die Frau des Hauses, ein Frauenzimmer von ansehnli-

cher Gestalt zu Füßen, und weinte und schluchzete. „ O theurer Herr! retten Sie mein „ Leben, retten Sie meiner Töchter Ehre.“ „ — „ Getrost edle Frau,“ erwiederte der „ Ritter, „ so lange ich mein Leben behalte, „ soll das Ihrige, und Ihrer Töchter Ehre in „ Sicherheit seyn!“

Konstantin.

Brav! brav!

Ernst.

„ Die beyden jungen Frauenzimmer wurden darauf aus dem Orte, wo sie sich versteckt hatten, geholt, und dem Ritter vorgestellt, und die vereinigte Familie richtete nun ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihren Retter.“

Konstantin.

Nicht mehr als billig!

Ernst.

„ Eine gefährliche Wunde, die er empfangen hatte, gab ihnen noch mehr Gelegenheit ihren Eifer zu beweisen.“

Konstantin.

So? eine Wunde? der arme Mann!

Ernst.

„ Sie schaften einen geschickten Wundarzt herbey: sie pflegten sein wechselsweise Tag und Nacht, und unterhielten ihn mit Gesang und Konzerten, wenn er eine Ergötzlichkeit dieser Art vertragen konnte. „

Konstantin.

Ganz hübsch! — Nu Musik hör ich auch gern. Sie werden ihm wohl lauter Märsche haben blasen lassen.

Ernst.

Da endlich der Tag seiner Abreise gekommen war, sprach die Mutter zum Ritter: „ Ihrer Güte, edler Herr! sind wir unser Leben schuldig, und nach dem Rechte des Krieges gehört ihnen alles, was wir haben; „ Ihre Großmuth aber läßt uns hoffen, daß „ Sie mit diesem geringen Beweise unserer „ Dankbarkeit zufrieden seyn werden, „ — und

damit setzte sie ein eisern Kästchen voll Geld auf den Tisch.

Konstantin.

Eine wunderbare Frau! dem Feinde es noch entgegen zu tragen. Wenn er nun zugriff?

Ernst.

„ Wie viel ist es denn? versetzte der Ritter?

Konstantin.

Nu? ich will doch nimmermehr hoffen:

Ernst.

Sie antwortete zitternd: „Nicht mehr, als „ 2500. Dukaten, mein gnädiger Herr: doch, „ wenn mehr nöthig ist, so wollen wir uns an „ unsere Freunde wenden. “

Konstantin.

Ja; wenn es nimmt — so weiß ich nicht, was ich ihm anthue. Fünf und zwanzig hundert Dukaten? Die Frau muß reicher als wir gewesen seyn. Ich hätt' ihm wollen:

Ernst.

Ernst.

„Gute Frau, sprach der Ritter, ich werde niemals ihre Gütigkeit vergessen, die in meinen Augen mehr, als hundert tausend Dukaten werth ist: nehmen Sie ihr Gold zurück, und verlassen sich beständig auf meine Freundschaft.“

Konstantin.

(Läßt vor Freuden die Flinte fallen, und klatscht in die Hände.)

Ah brav! brav! brav!

Ernst.

„O bester Herr, Sie tödten mich, wenn Sie diese geringe Summe ausschlagen! Nehmen Sie sie wenigstens zum Zeichen ihrer Gewogenheit für meine Familie an!“ — „Wohl, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thun kann, so will ich das Geld nehmen; erlauben Sie mir aber das Vergnügen von Ihren liebenswürdigen Töchtern Abschied zu nehmen.“

Konstantin. (stampft mit dem Fuße.)

Je, daß dich der Tausend! das ist gerade, wie es unser Doktor macht, der auch solche Angelegenheiten nichts, und recks die Hand hin.

Ernst.

„Die Töchter erschienen mit Blicken der Hochachtung und der Liebe.“

Konstantin.

Dafür? daß er die 2500 Dukaten wiedernahm? (schüttelt den Kopf) Ich wollte du hättest mir das Ding nicht gelesen. Der Ritter hat nun alles bey mir verschüttet.

Ernst.

Du bist ein ungedultiger Bursch! Höre nur!

„Der Eindruck, den Sie auf mein Herz gemacht haben, sprach der Ritter, ist unauslöschlich; wie ich Ihnen ihre freundliche Sorgfalt vergelten soll, weiß ich nicht: denn Leute von meiner Lebensart sind selten reich.“

Konstantin.

So? und sie haben zu der Zeit noch ganze Städte geplündert?

Ernst.

„Hier aber sind zwey tausend fünfhundert Dukaten, die mir die Großmuth ihrer Mutter geschenkt hat. Ich gebe sie Ihnen, als ein Hochzeitgeschenke, und möge Ihre Glückseligkeit in der Ehe ihren Verdiensten gleich seyn.“ — „Edelster, großmüthigster Ritter, schrie die Mutter, der gütige Gott belohne dich hier und in der Ewigkeit.“

Konstantin.

A — h! das laß ich gelten! So hätt' ichs und der Papa gewiß auch gemacht.

Ernst.

Es machen's aber nicht alle Soldaten so?

Konstantin.

Ja, so sind sie keine rechte Soldaten, sondern bloße Räuber und Plünderer, sie mögen

Freund oder Feind heißen. Das sagt auch unser Papa, und das ist doch gewiß ein tapfrer Mann. Du hast's gehört, was er mit seiner Schwadron für Wunder gethan, und ich wette doch drauf, daß er keinen armen Bürger oder Bauer das Seinige genommen hat oder nehmen lassen.

Ernst.

Ganz gewiß nicht. Wir haben's ja gehört, daß, als man ihm in Thalhayn ein Geschenk für seine gute Mannszucht machen wollen, er geantwortet: er ließe sich für seine Pflicht nicht bezahlen.

Konstantin.

O der brave Papa! wenn wir ihn doch bald wieder sähen.

Ernst.

Und er die Winterquartiere bey uns hielt!

Konstantin.

Da sollte er mir erzählen!

Ernst.

Da wollten wir ihm liebkosen!

Konstantin.

Alle Manöuvres müßt' ich wissen.

Ernst.

Alle gute und edle Handlungen von Freund und Feind sollte er mir in die Feder diktiren, und da wollte ich dir gewiß einmal ein Buch voll Anekdötchen draus machen, das sich sehen ließ. — Aber so gut wirds uns nicht werden.

Konstantin.

Aber er hat der Mama doch Hofnung gemacht?

Ernst.

Ja, Hofnung! Wenn's von ihm abhieng. Er muß aber hin, wo ihm sein Chef hinverlegt. Der Feind läuft aber immer dahin, wo ihm ein Loch gelassen wird.

Konstantin.

Ha, wenn er da wäre, da sollte ein Feind kommen! Zehne nähm er auf sich, und gewiß eben so alle seine Soldaten: denn wie er ist, werden auch sie seyn.

Ernst.

Drum könnte itzt eher ein Feind zu uns kommen, weil itzt der Feind bey uns auch nicht einen Mann findet.

Konstantin.

Bin ich nicht Manns genug? Has ich nicht eine Flinte? (er hebt sie auf) — Macht euch fertig! Schlagt an!

Ernst. (lacht ihn aus.)

Mit meinem Buche hier wollte ich mit dir fertig werden.

Konstantin.

Mach mich nicht böse, sonst schieß ich

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Lischen. Jettchen.

Jettchen.

Ach! — Ach! — Ernst! — Konstantin! — Wie wirds uns gehen!

Ernst.

Je, was habt ihr denn vorgehabt?

Konstantin.

Gewiß seyd ihr über den Eingemachten gewesen, und die Mama hat euch ertappt.

Julchen.

Ah! — wenn's das wär?

Ernst.

Oder ist eine porcellanene Schale gerissen?

Jettchen.

Es wird mehr gerissen, als das! — es lassen sich —

Julchen.

Es lassen sich feindliche Husaren sehen — —

Ernst und Konstantin. (zusammen.)

Feindliche Husaren?

Jettchen.

Sie haben Gottfrieden — der draußen auf dem Felde war — Kraut zu holen —

Julchen.

Ja, dem haben sie die Pferde ausgespannt!

Ernst.

Die Pferde ausgespannt?

Konstantin.

Und ihm auch nicht wieder gegeben? Nu — und den Wagen?

Jettchen.

Je, den haben sie freylich stehen lassen.

Julchen.

Den werden sie wohl brauchen wollen, wenn sie uns und unser armes Dorf plündern, und die Sachen darauf forschaffen.

Ernst.

Ach! meine schönen Bücher! wenn sie mir nur nicht die nehmen.

Jettchen.

Bücher? sie werden viel nach den Büchern fragen. Wenns noch mein schöner Flügel wäre!

Ernst.

Ja, als ob wir nicht gehöret hätten, daß sie — ich weiß nicht, wo es war? die Bücher zum Fenster hinausgeworfen. Deinen Flügel — den werden sie wohl mit aufpacken?

Jettchen.

Je nun, sie können ihn ja wohl entzwey schlagen!

Julchen.

Unsre hübschen Kleider und unsre Sparbüchsen sind wohl am meisten in Gefahr.

Konstantin.

Und ich dächte wohl am allermeisten, meine Flinte, meine Grenadiermütze, meine Patrontasche.

Ernst.

Ja, deine Duodez Flinte! das verlohnt sich der Mühe: aber das will ich dir sagen, wen sie im Gewehr antreffen, der ist Kriegsgefangener, und den nehmen sie mit.

Konstantin.

Ah! das wollt' ich doch sehen, wenn ich nur Pulver und Blei hätte! Laden kann ich, und ich weiß auch, wie man losschießt. Ha! — Eben besinn ich mich. In des Papas Rüstkammer hängt bey der kleinen Vogelflinte ein altes Pulverhorn, da steckt gewiß noch was drinnen. Ja, ich will euch in Schutz nehmen.

Jettchen.

Ach! geh! geh! mit deinem Schutze! In der größten Angst muß ich lachen. Daß du dir wieder die Augenbraunen versengst und das ganze Gesichte verbrennst, wie neulich bey dem schönen Sprühteufel, den du machtest?

Konstantin.

Ja, das war was anders, da blies ich ins Pulver, weil es nicht brennen wollte: aber da drücke ich nur los und blase nicht etwa den Schwamm auf!

Julchen.

So ein Knäbchen uns in Schutze! den nimmt ein Husar unterm Arm und wirft ihn in Schlafgraben!

Konstantin.

Nichts geschimpft! sonst will ich dir das Knäbchen einstreichen.

Ernst.

Aber hört nur! ich dächte statt des Geschwätzes fiengen wir lieber an unsere besten Sachen, oder uns selbst zu verstecken.

Jettchen.

Nein die Mama hat gesagt, wir sollen uns ja nicht verlaufen und hübsch beysammen bleiben, wenn wir euch gefunden hätten.

Julchen.

Und wenn wir uns nun verstecken, und die arme Mama wär so Mutter alleine?

Ernst.

Du hast Recht, wir müssen zur Mama.

Konstantin.

Wo ist sie denn?

Jettchen.

Sie giebt den Leuten einigen Unterricht, wie sie sich betragen sollen, verschiedene Visiten und

Kasten, und hat dem Gesichten ins Dorf geschickt, daß er sich ein wenig umsehen soll, was vorgeht.

Ernst.

O wenn doch anstatt der Papa da wäre!

Konstantin.

Ja, wenn der Papa da wäre, so würden sie es wohl bleiben lassen, und herkommen.

Jettchen.

Oder wär die Mama nur mit uns nach der Stadt geflüchtet.

Julchen.

Ach! wenn sie nicht den Papa erwartet hätte!

Ernst.

Wollen wir nicht die Mama aufsuchen?

Julchen.

Nein; sie hat uns ja gesagt, daß wir sie hier erwarten sollen.

Konstantin.

Da kömmt

Die Mama selber

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Vaillant.

Frau v. Vaillant.

Wir sind in grosser Gefahr, ihr Kinder!

(Jettchen und Julchen fassen sie bey der Hand.)

Jettchen.

Ach! ach! — beste Mama — was sollen wir — anfangen?

Julchen.

Sind sie da, liebe Mama?

Ernst.

Das Gott erbarm, liebe Mama! — Wollen wir uns nicht verstecken?

Konstantin.

Oder uns nicht wehren?

Frau v. Vaillant.

Wer soll sich wehren? — Du! — geh! sey nicht lächerlich! Thu deine Flinte weg! Für Weiber, Kinder und Unbewehrte schickt sich bey solchen Gelegenheiten beßer bitten und flehen!

Konstantin.

Bitten und Flehen?

Frau v. Vaillant.

Allerdings; Trotzig seyn macht übel ärger. Vor allen Dingen bittet in euren Herzen Gott, daß er uns der Gefahr entreiße, unsere Noth erträglich mache, und uns mit gehörigen Muth und Entschließung bewaffne.

Julchen.

Aber warum nicht verstecken, wie Ernst sagte, daß sie uns nicht finden?

Frau v. Vaillant.

Wo soll das geschehen? Nein, man muß Ihnen nicht Freyheit lassen zu schalten und zu walten: durch Gegenwart können Leute unsers Standes noch eher was verhüten.

Ernst.

Aber was soll man ihnen entgegen setzen, wenn sie uns nun alles nehmen wollen?

Frau v. Vaillant.

Vernünftige Vorstellungen; und hören sie diese nicht, so muß man sie nehmen lassen, was sie wollen.

Konstantin.

Aber alles nehmen lassen, was sie wollen? darnach haben wir ja nichts mehr.

Frau v. Vaillant.

Willst du es hindern? oder glaubst du, daß sie was darnach fragen werden? Da mögen wir zusehen.

Jettchen.

Ach! wenn sie uns nur nicht schlagen!

Julchen.

Und mir nicht die Kleider vom Leibe reißen?

Frau v. Vaillant.

Ich hoffe sie sollen sehen, wen sie vor sich haben. Gegen eine Frau und Kinder werden

sie doch nicht Krieg führen? Wenn sie nur einen vernünftigen Officier haben, so bin ich unbesorgt.

Ernst.

Ja, so einen, wie unsern guten Papa: denn der würde gewiß auch mitten im feindlichen Lande liebreich und gütig seyn.

Konstantin.

Das würde er gewiß. O daß ich nur groß wäre! Ich wollte mich mit ihnen herumbalgen, daß es eine Art hätte.

Frau v. Vaillant.

Du hast nichts als balgen im Kopfe, Junge! Aber damit ist nichts gethan; klug seyn ist besser denn balgen.

Ernst.

Hab' ich dirs nicht gesagt?

Frau v. Vaillant.

Lerne was: das ist das beste. Der Feind kann uns alles nehmen: Geld und Gut! Er

kann

kann unsere Häuser abbrennen, unsere Felder verwüsten: aber der Schatz unserer Seele, das ist, die guten Eigenschaften, womit wir sie geschmückt, die Wissenschaften und Weisheit, womit wir sie ausgerüstet haben, die kann er uns nicht nehmen, die bleiben unser.

Constantin.

Aber von denen kann man doch nicht leben? denn — denn, wenn ich leben soll, so muß ich auch essen.

Ernst.

Als wenn man nicht durch nützliche Wissenschaften sein Brod verdienen könnte.

Frau von Vaillant.

Recht, mein Sohn! Unser guter Pfarrer, der kein reicher Mann ist, verdient sein Brod durch Lehre und Unterricht; euer Vater durch seine Kriegswissenschaft; ein Künstler durch seine Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten; der Handwerker und Tagelöhner durch seine Arbeit.

Jettchen.

Wahrhaftig! da sollte man fast glauben, der Arme wäre glücklicher, als der Reiche: denn wo der Feind nichts zu nehmen findet, da kann er nichts nehmen.

Frau von Vaillant.

Ja, nur mit dem Unterschiede, daß er auch zur andern Zeit vieler Bequemlichkeiten, deren die Reichen genießen, entbehren muß: und daß dieser doch nicht immer Feinde beym Genusse desselbigen zu fürchten hat. Indessen ist so viel gewiß, daß der auf alle Fälle glücklicher ist, der seinen Reichthum in sich selbst hat, als der, der in sich gar nichts, und außer dem Viel, Viel hat.

Julchen.

Ach, liebe Mama! Wann mir nun der Feind alles nähme, hätte ich denn so viel in mir, daß ich nichts fürchten dürfte?

(Die andern Kinder lachen.)

Frau v. Vaillant.

Ich fürchte, ich fürchte, es würde dir noch manches fehlen.

Julchen.

Nun? was lacht Ihr denn? zum Exempel: ich kann mir schon ein paar Strümpfchen stricken, das weder Ernst noch Konstantin kann! ich kann nähen, ich kann ein bischen sticken, Knötchen knüpfen, Seide zupfen — da kann ich mir manches machen, und auch manchen Groschen damit verdienen.

Frau v. Vaillant.

Immer gut mein Kind! Es würde freylich nicht weit reichen, wenn du davon leben solltest; indessen würdest du doch immer den Vortheil haben, daß, wenn du Garn hättest, und brauchtest ein paar Strümpfe, du kein Geld dafür geben dürftest. Jede Geschicklichkeit, die wir uns erwerben, meine Kinder, ist ein Gewinnst für die Zukunft.

Ernst.

Ja, darum will ich auch gewiß ein recht fleißiger Mensch seyn!

Jettchen.

Und ich auch recht gut seyn.

Konstantin.

Und ich recht brav seyn.

Frau v. Vaillant.

Aber doch auch was Rechts dabey lernen?

Konstantin.

Ja, nur daß ich in meinen Freystunden exerciren darf.

Frau v. Vaillant.

Ihr seyd alle gute Kinder, und ich habe zu Gott das Vertrauen, daß er euch regieren wird, und zu euch, daß Ihr euch Schätze einsammeln sollt, bey denen Ihr keinen Feind zu fürchten habt. Aber — ich weiß nicht, warum man mir keine Antwort giebt? — ich hatte doch Johann befohlen . . . Wenn doch ei-

nes von euch vor auf den Saal gienge, und sähe zu, ob Johann da wäre? oder zum Fenster hinaus, was etwa auf dem Hofe vorgeht.

(Die Kinder sehen einander an, und keines will gehen, sondern sie drängen sich an die Mutter an.)

Konstantin.

Ich will gehn.

Frau v. Vaillant.

Das dacht' ich doch!

(Konstantin geht ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen.

Jettchen.

Ach! liebe Mama! wenn sie nur unserm Konstantin nichts thun!

Frau v. Vaillant.

Wer wird ihm was thun?

Julchen.

Ja, Ernst sagte: wen sie mit der Flinte anträfen, den machten sie zum Kriegsgefangenen.

Frau v. Vaillant.

Sey unbesorgt! Sie müßten ihn füttern und könnten ihn zu nichts brauchen: dafür dankt ein Feind.

Ernst.

Ja, sind aber Unbewehrte viel besser als Kinder? und man hat doch oft schreckliche Dinge genug um und neben uns gehöret, wie man mit den Leuten umgegangen.

Frau v. Vaillant.

Geh! dein Vater würde sagen: du wärst eine feige Memme. Man sieht wohl, daß du zu keinen Helden bestimmt bist.

Jettchen.

Aber, liebe Mama! Ernst hat doch so gar Unrecht nicht. Ich dächte, die Zeitungen sagten doch keine Unwahrheiten.

Frau v. Vaillant.

Das laß ich an seinen Ort gestellt seyn. Ich zweifle auch nicht, daß es brutale Menschen

genug giebt, die ihre Rauhigkeit und ihren Muthwillen auslassen, und ihren Eigennutz zu befriedigen suchen, die Gegenstände mögen seyn, wer sie wollen; aber ich bin überzeugt, daß es auch unter dem Feinde eben so viel edle und vortreffliche Menschen giebt, die selbst die Ausführung der härtesten Befehle mit Menschenliebe und Wohlwollen zu versüssen wissen.

Julchen.

Ja, wer steht uns denn dafür, daß gerade so einer zu uns kömmt?

Frau v. Vaillant.

Da muß man sich allezeit, meine Kinder, mit dem Grundsatze ausrüsten, daß wir einen Beschützer über uns haben, der mächtiger ist, als alle unsere Feinde, und daß uns ohne seinen Willen kein Haar von unserm Scheitel fällt. Ich hätte am ersten Ursache, zu zagen: aber dieser Gedanke, meine Kinder, erfüllt mich mit Trost und Muth.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Konstantin.

Konstantin.

Ach liebe Mama, — Ich sehe einen Husaren und — alle unser Vieh auf dem Hofe.

Frau v. Vaillant.

So ist der Anfang schon so gut, als gewiß zur Plünderung gemacht. Und von Johann siehst du nichts?

Konstantin.

Nichts; aber — ich bin böse auf die Hofknechte; die stehen da vor dem einen Husaren, und haben die Mützen unterm Arme, als wenn er ein vornehmer Herr wäre: — sollten sie nicht lieber Mistgabeln und Hacken zusammen nehmen?

Frau v. Vaillant.

Du wärst ein kluger Mensch!

Ernst.

Das könnte uns eingedrungen werden, wenn sie einen feindlichen Husaren tödteten.

Frau v. Vaillant.

Nein, sie thun Recht daran, denn einen Husaren werden wohl noch funfzig her seyn, die im Dorfe wirthschaften. Hier wäre es Unvernunft, sich zur Wehre zu setzen, wo Gewalt da ist.

Constantin.

Aber, liebe Mama! wer mir das Meinige nimmt — — —

Frau v. Vaillant.

Gegen dem habe ich freylich ein Recht, mich zu vertheidigen. Aber wenn du mit dem Kopf gegen die Wand liefst, die dir den Ausgang versperrte: so würdest du dir ihn zerstoßen und sie doch nicht über den Haufen werfen. Ich werde hinunter gehen. Es ist unverschämt, daß Einer von den Leuten sich sehen läßt, ohne man sieht, wie weit Neugierde oder Furcht geht!

Julchen.

Ach! liebe Mama! sie möchten Ihnen was thun! wir lassen sie nicht gehen.

Jettchen.

Ja, gute Mama! sie müssen bleiben.

Ernst.

Wo sollen denn wir bleiben?

Konstantin.

Ich gehe mit!

Frau v. Vatillant.

Ihr sollet zusammen hier bleiben und mich erwarten.

Jettchen.

Allein?

Julchen.

Und kein Großes bey uns?

Frau v. Vatillant.

Seyd Ihr nicht eurer vier?

Konstantin.

Lassen Sie mich hinunter gehen! Ich will den Husaren fragen . . .

Frau v. Vaillant.

Laß deinen Vorwitz und warte, bis dir es aufgetragen wird. — Ah! ich höre Jemanden.

(Die Kinder schmiegen sich alle an die Mutter. Konstantin läuft nach der Thüre, und guckt hinaus, kömmt aber gleich wieder.)

Konstantin.

Es ist Johann!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Johann.

Frau v. Vaillant.

Nu, wie lange bleibt Ihr?

Johann.

Ach! — Ach! — ich mußte doch sehen. — Es kömmt wie eine Wolke, ja, wie eine Wolke draußen über den Berg hergezogen.

Konstantin.

Wie eine Wolke?

Frau v. Vaillant.

Desto besser! Es ist von einem großen Haufen weniger, als von kleinen streifenden Partheien zu fürchten. Aber ich kenne schon die Art zu erzählen, eures Gleichen; wenns dazu kömmt, sind doch wohl kaum ein dutzend Mann.

Johann.

Nein, nein, Sie können mir glauben! Die beiden Husaren, die draußen vor unserm Thorwege halten, sagtens auch — Sie sagten — sie sagten, es würde uns erbärmlich ergehen: sie wüßten wohl, daß unser Herr einer von den feindlichen Officieren wäre, die ihrem Corps so viel Schaden zugefügt hätten.

Frau v. Vaillant.

Kein guter Umstand!

Hanß.

Ach! Ach! wie wirds uns gehen!

Jettchen.

Wollen wir uns noch nicht verstecken?

Konstantin.

O ja, liebe Mama!

(Konstantin nimmt seine Patrontasche ganz stille ab und versteckt sie im Kamin.)

Frau v. Vaillant.

Und der Mensch im Hofe? wer ist das?

Johann.

Das ist ein Husarenwachtmeister. O der Kerl ist ein Hexenmeister, Gott sey bey uns! oder s s s man weiß nicht was man denken soll.

Frau v. Vaillant.

Nun?

Johann.

Er weiß die Zahl von allen Stücken Vieh im Hofe, von dem Brummochsen an bis auf die Kälber: die Knechte wollten ihn beluchsen und trieben nur einige Stücken heraus; er sagte aber, es müßten so und so viel seyn: so ist's auch mit den Pferden gegangen.

Frau v. Vaillant.

Wer hat sie denn herausziehen heißen?

Johann.

Er; denn er sagt ja, das müßte alles fort.

Jettchen.

Ach! möchte er doch alles nehmen, wenn er uns nur nicht mitnimmt!

Johann.

Ey nu ja! das schöne Rindvieh! — Er will die gnädige Frau sprechen, und ich komme eben . . .

Frau v. Vaillant.

Nun solche Herren muß man nicht auf sich warten lassen? Geschwind geht und laßt ihn kommen.

Julchen.

Ach! nein Mamachen, nein!

Frau v. Vaillant.

Kann ich's hindern? Wollt Ihr nicht dabey seyn, ihr Kinder, so geht hinauf in die Oberstube.

Die Kinder eins ums andere.

Nein, wir bleiben; wir lassen unsre beste Mama nicht alleine; wie es ihr geht, mags uns auch gehen.

Frau v. Vaillant.

Wenn sie Lust zu plündern hätten, so würdet Ihr auch an keinen Winkel sicher seyn. — (zu Johann) Nun? was steht Ihr? warum geht Ihr nicht?

Johann.

Es ist mir auch so wunderlich, — gnädige Frau — Ich geh ihm nicht gern zu nahe. Er hat einen ganz gräßlichen Bart und einen Säbel, daß er zehn Menschen auf einen Hieb den Kopf abschlagen könnte, und ich dachte, er sollte indessen wieder gehen, eh ich ihn kommen hieß.

Frau v. Vaillant.

Ohne Verzug, alberner Mensch! (sie horcht) Da haben wirs! — Ich höre Jemand!

(Die Kinder treten alle hinter sie.)

Johann.

(macht die Thüre auf und prallt zurücke.)

(zitternd) Ja, er iſts! —

Siebender Auftritt.

Die Vorigen. Wachtmeiſter.

Wachtmeiſter.

(Sieht Johann grimmig an, und legt die Hand an den Säbel.)

Nun, Kerl? bin ich nicht einer Antwort werth? Muß ich erſt an allen Thüren klopfen? — Du darfſt mir nicht viel — (Johann thut einen Seitenſprung, und macht, daß er zur Thüre hinauskömmt.) Madam! Sie ſind die vom Hauſe?

Frau v. Vaillant.

Ja.

Wachtmeiſter.

Und von dieſem Guthe?

Frau v. Vaillant.

So iſts.

Wacht-

Wachtmeister.

Frau von Vaillant?

Frau v. Vaillant.

Nicht anders.

Wachtmeister.

Gemahlinn des Dragoner Rittmeisters von Vaillant, der uns so viel Schaden gethan, und uns nur noch vor kurzem eine ganze Schwadron zu Grunde gerichtet?

Frau v. Vaillant.

Ich weiß nicht, was er gethan, aber so viel weiß ich, daß er nichts gethan, was ihm nicht seine Pflicht geboten und das Kriegsrecht billiget.

Wachtmeister.

Ich werde auch weiter nichts thun, als ein wenig plündern und das Dorf anstecken.

(Die Kinder sehen einander zitternd an.)

Frau v. Vaillant.

Wir sind in Ihrer Gewalt, und ich kann nichts hindern, wenn Bitten nichts vermag.

Konstantin. (tritt hervor.)

Hat das mein Papa auch gethan?

Wachtmeister.

Ha, kleiner Mensch! er hat uns noch zehnmal mehr gethan. Hundert solche Dörfer bezahlen keinen Husaren Schädel.

Frau v. Vaillant.

Ein Jedes thut seinem Feinde Abbruch. Indessen ist die Art, wie solches geschieht, und wie es dem Kriegsverfahren unter gesitteten Völkern gemäß ist, verschieden. Heut zu Tage führt man nicht mehr mit Weibern und Kindern Krieg, oder plündert, sengt und brennt, und übt ohne Absicht und Ursachen Gewaltthätigkeiten aus: diese überläßt man höchstens den wildesten Barbaren.

Wachtmeister.

Ich glaube, ich soll hier in die Schule gehn? Recht oder Unrecht! Sey nun ists so Mode.

Frau v. Vaillant.

Bey unserm Kriegsvolke nicht. Ich weiß bey dem ihrigen eben so wenig. Aber es giebt bey Ihnen, wie bey uns Menschen, die, so bald sie Freyheit zu haben glauben, nach Gefallen zu handeln, sich ihre Hab- und Raubsucht zum Gesetze machen.

Wachtmeister.

(drohend) Madam! — Ich darf nicht gegen meinen Officier raisonniren, und lasse mich also auch mit Raisonniren nicht abspeisen. Genug ich habe Ordre —

Frau v. Vaillant.

Zu plündern und das Dorf anzustecken?

Wachtmeister.

Zu plündern und das Dorf anzustecken, wenn Sie nicht meinen Foderungen eine Genüge thun.

Frau v. Vaillant.

So? Also hat Er doch Foderungen? Ich dächte, man hätte mit diesen angefangen, ehe man von Plündern und Anstecken schwatzte.

und erst sehen, ob man ihnen nicht eine Genüge thun würde?

Wachtmeister.

Das Dorf hat bereits die gefoderte Summe abgeschlagen.

Frau v. Vaillant.

Vermuthlich weil sie seine Kräfte übersteigt.

Und man foderт?

Wachtmeister.

Sechstausend Thaler.

Frau v. Vaillant.

Sechstausend Thaler, von einem Dörfchen wie dieses?

Wachtmeister.

Und eben so viel von Ihnen.

Frau v. Vaillant.

Und eben so viel von mir? — Sie können plaudern. Wenn der, der Ihnen die Ordre gegeben, glauben kann, daß ein Officier auf dem Lande, der ein Einkommen von 2000 Thlr.

ler hat, wovon zwey Drittheile verpfändet sind, sechstausend Thaler liegen hat, so muß er sich wunderbare Vorstellungen von dem Reichthume unserer Officiere machen.

Wachtmeister.

Nicht spöttisch, Madam! denn mein Rittmeister wird selbst kommen und einpassiren. Er hat nicht Willens sich lange hier aufzuhalten und mich nur vorhergeschickt, damit die Summe gleich in Bereitschaft sey, wenn er kömmt.

Frau v. Vaillant.

Sie wird es nicht seyn können, denn ich habe sie nicht.

Wachtmeister.

Sie haben aber, wie der Rittmeister weiß, so viel an Geldes werth, daß wenigstens die Hälfte davon gleich baar entrichtet werden kann.

Frau v. Vaillant.

Wie weiß das der Rittmeister? Ich sage ihm, ich habe nichts. Zweyhundert Thaler

habe ich ungefähr an altem Gelde und meiner Ausgabe, und die soll er haben.

Wachtmeister.

Zweyhundert Thaler? Hahahaha! Wir haben nicht so gewettet. Hier ist meine Specification! (Er holt einen Zettel heraus und fängt an abzulesen:) 1) hundert Dukaten in einem blauen, seidenen, mit Gold durchwirkten Beutelchen, ein Vermächtniß der Frau von Vaillant von ihrer Pathe. 2) Ein diamantener Schmuck, bestehend in einem Angehänge, Ohrengehänge, Armschnallen und einem Ringe, wofür der Rittmeister bey seiner Verheurathung 800 Thaler gegeben. 3) Ein silbernes Besteck an ein dutzend Messern, Gabeln und Löffel, nebst noch etliche Dutzend Löffel zum Gebrauche, Potagelöffel, eine Platt-Menage, vierzehn silberne Leuchter.

Frau v. Vaillant.

Hör Er auf, mein Freund? — Woher weiß Er, daß ich das habe?

Wachtmeister.

Das muß Ihnen mein Rittmeister sagen. Denn es ist noch lange nicht alles. (leise weiter) Zwey paar goldne Ketten, eine größere und eine kleinere, — nun stark vergoldete Pokal, sechs Becher —

Frau v. Vaillant.

Noch einmal, hör Er auf! Ich habe das nicht, und es müssen gottlose Menschen seyn, die seinen Rittmeister gegen uns aufbringen wollen.

Wachtmeister.

Schimpfen Sie nicht, Madam! Sie haben es, und noch mehr, und müssen es hergeben, wofern Sie der Plünderung entgehen wollen.

Frau v. Vaillant.

Ich erstaune. Nothwendig muß eines meiner Leute in vorigen Zeiten die Bosheit gehabt, und die Sachen in der schändlichsten Absicht aufgezeichnet haben? — Ich gestehe Ihm, ich habs sie gehabt, aber meines Man-

nes Equipage, als es ins Feld gieng, hat es was weggekommen — einen Theil habe ich zu meiner Schwester in die Stadt geflüchtet.

Wachtmeister.

Schon gut: was dort ist, mag dort bleiben. Ich will das, was hier ist, haben. Ich will nichts, als was das Speisegewölbchen vermag.

Frau v. Vaillant.

(Stutzig und voller Verwunderung.)

Das Speisegewölbchen? — Gut, was das an Speise und Trank vermag.

Wachtmeister.

Nein, nein. Wir verlangen nicht was über der Erde ist; unter der Erde! unter der Erde! Was ist für ein Unterschied, Madam, unter einem grauen und einem weißen Steine?

Frau v. Vaillant.

(Aeußerst betreten.) Ich gestehe, ich weiß nicht — was ich denken soll? — (sie scheint sich wieder zu fassen:) doch — Er kann suchen, wenn Er so viel zu finden weiß.

Wachtmeister.

Und wird es mir leichtlich Mühe kosten.

Frau v. Vaillant.

Das muß ich mir gefallen lassen.

Wachtmeister.

Sie verstehen sich also zu Nichts? Gut, so muß ich meinem Rittmeister rapportiren: aber, besser im Guten!

Frau v. Vaillant.

(Nach einiger Unschlüssigkeit.) Gut! Ich will unverzüglich bey Ihm seyn — (indem sie fort will, hängen sich die Kinder an sie.)

Jettchen.

Liebe Mama!

Julchen.

Sie werden uns doch nicht hier allein lassen!

Ernst.

Herr Wachtmeister, erlaube Er!

Konstantin.

Ich will nur . . .

Wachtmeister.

Nichts, Bleib Kindchen; Ich habe auch mit euch was zu reden! Es soll euch kein Leides geschehen; Ich bin kein Knecht Ruprecht.

Konstantin.

Pfuy! als ob wir uns vor einem Knecht Ruprecht fürchteten?

Wachtmeister.

Desto weniger, wo mir? Ich muß indessen Kaffe haben, wenn mich eure Mutter verläßt — [illegible]

Franz v. Vaillant.

Bleibt, sage ich! Ich komme gleich wieder.

(Sie geht schnell ab.)

Achter Auftritt.

Wachtmeister. Jettchen. Julchen. Ernst. Konstantin. Fassen sich alle furchtsam neben einander an: Konstantin ist der einzige, der einigen Muth bezeigt.

Wachtmeister.

Ha! mit der Mama bin ich nun fertig. Nun kömmt die Reihe an eure Hoheiten. Wie hälts mit den Sparbüchsen? — Heraus damit, Jüngferchen! (zu Jettchen) Sie ist doch wohl die älteste und muß den Anfang machen.

Jettchen.

Ach! Ach! — Gerne, gerne, thu Er nur unserer guten Mama nichts!

Julchen.

Und uns auch nichts! und — und — und laß Er mir nur mein Putz und Spielschränkchen.

Wachtmeister.

Ah! wir haben zu Hause auch Mägdchen, die mit Sehnsucht auf das warten, was wir ihnen aus dem Felde mitbringen.

Konstantin.

Aber doch nicht das Unsrige?

Wachtmeister.

Hahaha! ein kleiner Soldat? Du bist mein Gefangener.

(Die übrigen Kinder fallen alle den Wachtmeister an, eines nimmt ihn bey den Händen, das andere beym Rocke und sagen das folgende beyeinander zugleich.)

Ernst.

Nein, nein; lieber Herr Wachtmeister, unsern Bruder zum Gefangenen? Lieber nehm Er alle meine Bücher!

Jettchen.

Ja doch, ja, wir wollen Ihm unsere Sparbüchsen — wir wollen Ihm alles geben, was wir haben. Laß Er uns nur unsern Konstantin!

Julchen.

Wenns nicht anders ist, so nehm Er selbst mein Putzschränkchen mit Allem, was drinnen ist.

Konstantin.

Nein, Herr Wachtmeister! ich werde mein gutes Geschwister nicht um das ihrige bringen. Lieber will ich sein Gefangener seyn! da ist mein kleiner Säbel, und da hier im Winkel meine Flinte.

(Er holt die Patronentasche wieder aus dem Kamin.)

Konstantin.

Da!

Wachtmeister.

Behalt Er sie nur, bis ich sie ihm abnehme.

(Er hängt sie wieder an.)

Ernst.

Konstantin! was machst du?

Konstantin.

Wann's Friede wird, so werde ich ja ausgewechselt? Aber ich denke, wann's der Papa erfährt, der soll mich Ihm schon wieder abjagen.

Jettchen.

Himmel! was sagst du, alberner Mensch!

Wachtmeister.

Aha! Solche Geiſſelchen ſchicken wir tief ins Land in ungeheure Feſtungen, wo ſie nicht entſpringen können.

Konſtantin.

O der feindliche General läßt mich auch nicht wie andere Offiziere auf Parole los.

Wachtmeiſter.

So? Alſo hat Er wohl ſchon gar kommandirt? Ich dachte: Er wär nur noch Muskotier.

Konſtantin.

Unſer einer heißt Kadet.

Julchen.

Lieber Herr Wachtmeiſter! laſſen Sie ihn immer los!

Konſtantin (unwillig.)

Willſt du? — das ſchickt ſich, daß ein Sol dat bettelt.

Jettchen (zu Ernſten)

Der Konſtantin iſt nicht geſcheut.

Wachtmeister.

Nu, wenn's Zeit zum Abmarsch ist, so werde ich ihn schon meinem Rittmeister übergeben. Jetzt wollen wir von was anders reden. Was mag denn dort in dem Wandschränkchen seyn?

Ernst.

Ach! unsere — unsere —

(Konstantin winkt ihnen verbietend.)

Jetchen.

Der Herr Wachtmeister weiß ja alles!

Wachtmeister.

Etwa die Spatbüchsen?

Julchen.

Ja; aber — aber wir haben nicht den Schlüssel dazu.

Ernst.

Der Schlüssel — ist schon seit einem halben Jahre verloren gegangen.

Wachtmeister.

Je nu; wie? wenn ich einen Schlüssel dazu hätte? (Er sucht und langt einen heraus. Die

Kinder treten alle zusammen: und sehen voller Schmerz und Furcht nach dem Schränkchen. Er schließt auf.) Je! meiner Treu! er schließt und da — je, da stehn sie ja alle viere nach dem Alter da: (es stehen vier Spardüchsen nach der Reihe. Er nimmt eine nach der andern heraus, und setzt sie nach der Reihe auf den Tisch.) — — Ah! ein hübsch Gerichtchen! Sie sind fein wichtig, wenn das lauter Dukaten sind! — Ha! das werden wohl meine Douceurgelder werden.

Konstantin.

O spitz Er sich nicht! es sind meistens ganze Thaler. Ich will Ihm einmal meine weisen.

Wachtmeister.

Nein, nein; ein Kriegsgefangener darf nichts mehr anrühren. — (Es kömmt jemand. Ha! kommen etwa meine Kameraden?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Vaillant.

Frau v. Vaillant.

(indem sie die Thüre öffnet und die Sparbüchsen auf dem Tische sieht, fährt sie vor Erstaunen zurück.)

Ha! was ist das?

(Die Kinder laufen auf sie zu und sagen Folgendes beynahe zu gleicher Zeit.)

Jettchen.

Ach Mama! Konstantin — Konstantin ist ein Kriegsgefangener.

Ernst.

Hab' ichs nicht gesagt?

Julchen.

Helfen Sie uns ihn doch losbitten!

Konstantin.

Nichts; ich bin es, bleibe aber hier und gebe mein Ehrenwort.

Frau v. Vaillant.

Laßt mich! Ihr seyd Kinder! Seht Ihr nicht, daß er seinen Scherz mit euch treibt? aber das hier — (sie weist auf die Sparbüchsen) das ist kein Scherz. (Sie kniet nach dem Schränkchen, zieht den Schlüssel ab und besieht ihn.) — Unglaublich! Wie geht das zu? der Schlüssel selbst, den wir seit einem halben Jahre vermißt haben! Noch einmal! Ich sehe, es muß eines von meinem Gesinde untreu seyn, ihn heimlich entwendet haben. — —

Wachtmeister.

Nein, nein: wir Husaren können hexen und haben die Schlüssel zu allem.

Frau v. Vaillant.

Ich zweifle nicht, aber nur nicht auf die Art.

Wachtmeister.

Auf die Art. Weiß alles ums Speisegewölbe und den grauen und weißen Stein? Ist das Geld bereit?

Frau v. Vaillant.

Sey er aufrichtig, mein Freund! von wem hat er den Schlüssel?

Wachtmeister.

Vom Rittmeister. Von wem sonst?

Frau v. Vaillant.

Nun so gesteh ich, daß ich ihn zu sprechen wünsche.

Wachtmeister.

Wünschen Sie es nicht zu sehr, Madam, das ist ein grimmiger Mann!

Julchen.

O laß Er ihn dort, lieber Herr Wachtmeister!

Jettchen.

Nein, wir mögen ihn nicht sehen. Nehm Er! nehm Er! alle unsere Sparbüchsen.

Frau v. Vaillant.

Er wird doch noch niemanden zerrissen haben? Kurz, ich wünsche ihn zu sehen, und will ihn erwarten.

Wachtmeister.

Nein; er erwartet vorher von mir Rapport. Er ist vermuthlich nicht weit, und wird sich erst im Dorfe umsehen. — Was soll ich ihm der verlangten Summe wegen sagen?

Frau v. Vaillant.

Hier ist die besagte Börse mit der angezeigten Summe! (Sie überreicht sie ihm. Er legt sie auf den Tisch zu den Sparbüchsen.) Die Sparbüchsen meiner Kinder kann ich ihm nicht vorenthalten, da er sie bereits im Besitz hat: es können leicht auch ein paar hundert Thaler seyn, und das Uebrige = = =

Wachtmeister.

Ja das Uebrige?

Frau v. Vaillant.

Kann er nehmen, wenn Er es besser zu finden weiß, als ich. Ich muß mir alles gefallen lassen, wenn Gewaltthätigkeit vor Recht geht, und mich nicht mein Unvermögen schützt.

Wachtmeister.

Gut; er soll alles wissen. Ich bin meiner Ordre gefolgt. Aber, Madam, ich rathe Ihnen, halten Sie alles bereit: denn wenn ich ihn recht kenne, so wird er alles haben wollen; ja, Sie selbst und Ihre Kinder sind nicht vor ihm sicher!

Frau v. Vaillant.

Nun; die Sklaverey ist doch nicht mehr unter uns Mode? sonst dächte ich, er wollte durch den Verkauf noch Geld aus uns lösen.

Wachtmeister.

Zu Geisseln kann man alles brauchen.

(Indem er abgeht, fallen ihm die Kinder an.)

Jettchen.

Ach! geb Er dem Herrn Rittmeister ja gute Worte!

Julchen.

Und daß er uns ja nicht mitnimmt!

Ernst.

Sag er ihm, daß wir ihm unsere Sparbüchsen geben.

Konstantin.

Daß ich sein Gefangener bin: aber auf Parole frey.

Wachtmeister.

Schon gut! (Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Frau von Maillant. Ernst. Konstantin. Jettchen. Julchen.

Frau von Maillant.

Das übersteigt alle menschliche Vernunft! — Eine ordentliche Specification von allen unsern Habseligkeiten? — das Speisegewölbe mit dem weißen Stein? (Sie sinnt nach.)

Ernst.

Ja, liebe Mama, was ist denn das, das Speisegewölbe mit dem weißen Steine.

Frau v. Maillant.

Da es der Feind weiß, könnt Ihr's auch wissen. Aber ich dachte, es wisse es niemand.

als ich und euer Vater. Glaubt ihr noch Zauberey ? ? ?

Jettchen.

Ja, gewiß, wenn's meine alte Amme hörte!

Frau v. Vaillant.

Unter einem Steine, der sich durch seine Weiße vor den übrigen Quadersteinen auszeichnet, haben wir unsern bißchen Schmuck und Geschmeide vergraben. Niemand als ich und euer Vater waren zugegen. Wir brachten beynahe eine ganze Nacht zu. Noch einmal, dieß übersteigt meine ganze Vernunft.

Ernst.

Ja, gewiß meine auch!

Frau v. Vaillant.

Hier ist nicht einmal ein Verräther möglich.

Konstantin.

Aber gute Mama, wie wär es, wenn wir itzt geschwind hingiengen, die Sachen ausgra-

von uns sie während seiner Abwesenheit wo anders versteckten?

Frau v. Vaillant.

Ja, wenn ich mit euch verstecken spielte: aber das ist nicht so geschwind geschehen.

Julchen.

Und wenn er dazu kämt, wie würde es uns gehen.

Frau v. Vaillant.

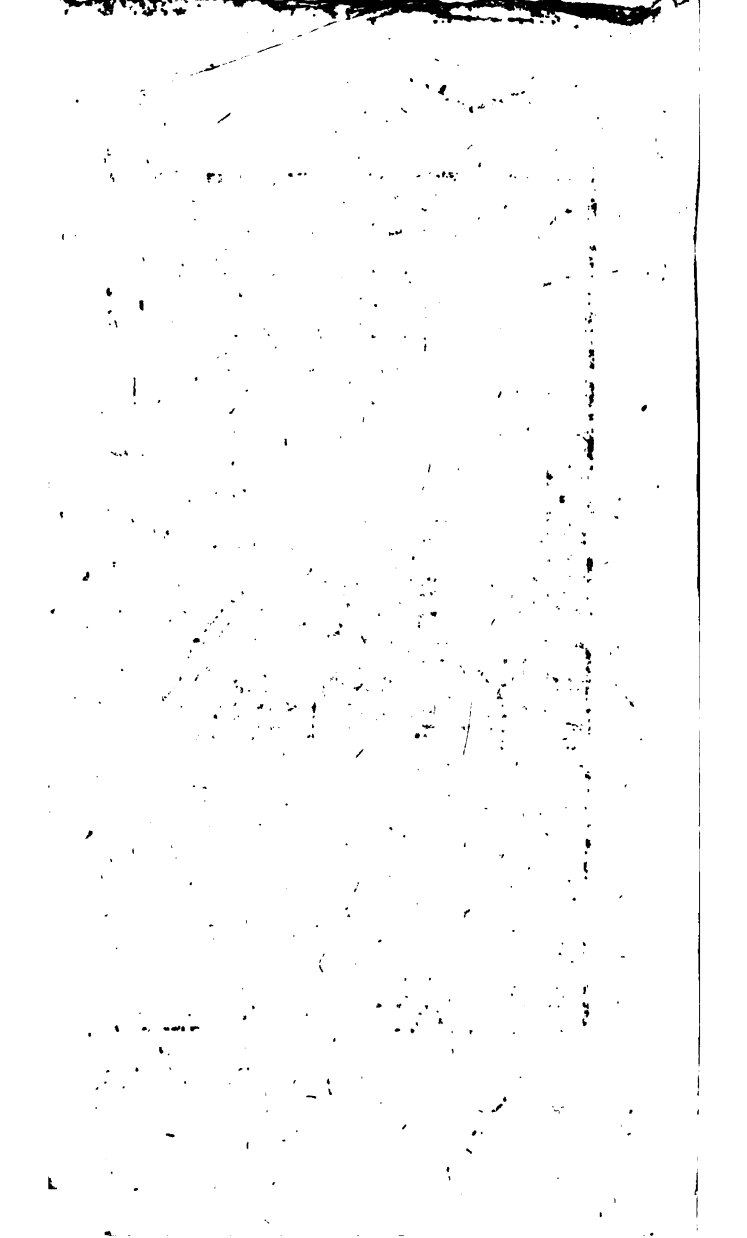
Ich komme auf eine traurige Muthmaßung: wie wenn unser Vater gefangen wäre, und um euch und mich zu retten — ich kenne seine Zärtlichkeit — wenn er durch Anzeige mir einen Wink geben wollte, daß dieß ungefähr zureichen würde ... Aber, hier der Schlüssel! ...

Konstantin.

O der Papa muß kein Gefangener seyn!

Jettchen.

Aber es wäre doch noch besser, als todt oder verwundet.



Frau v. Vaillant.

Wär er gefangen, so wär es gewiß auch das letzte.

Julchen.

Könnte aber meine Amme immer nicht recht haben, daß einer unter ihnen ein Zauberer oder Hexenmeister wäre?

Ernst.

Närrisches Mädchen! weißt du nicht, daß die Mama der albernen Histörchen wegen deine Amme weggethan hat?

Frau v. Vaillant.

Wir müssen alles abwarten.

Jettchen.

Wollen wir ihn nicht in die Vorderstube führen?

Frau v. Vaillant.

Nein, er weiß uns nun zu finden: er mag uns nur hier aufsuchen!

Konstantin.

Aber, liebe Mama, ich dächte wir leerten indessen unsere Sparbüchsen halb aus. Zu gu-

tem Glücke hat er nicht gezählet, wie viel drinnen ist, und es ist ja das Einzige.

Frau v. Vaillant.

Nein; da er alles weiß und so gar den Schlüssel hat, so weiß er gewiß auch, wie viel drinnen ist. Wo das Größere bleibt, bleibt das Geringere auch.

Julchen.

Ach beste Mama! lassen Sie mich nur in meine noch einmal gucken, und meine schönen blanken Dukaten ansehen.

Frau v. Vaillant.

Wenn dir das ein Vergnügen macht? — aber nur einige Blicke.

Jettchen.

Ich mag die meinen nicht sehen. Es würde mir nur um desto bitterer seyn, wenn ich dächte, daß ich sie das letztemal sähe.

Julchen.

Je doch! — (Sie nimmt sie, schüttet einige Dukaten in die Hand: die andern Kinder treten

um sie her.) Ach! die schönen Thierchen! Sieh nur her Konstantin die Doppeldukaten — — und den Vicariatsdukaten — und den mit der Ueberschrift: „Wohl dem der Freude „an seinen Kindern erlebt.“ Den gab mir der Papa an meinem letzten Geburtstage — und der mit dem Lämmchen — (indem sie sie eines dem andern anzusehen geben, geht Frau von Vaillant umher, als ob sie noch auf eine Entschließung dächte.)

Frau v. Vaillant.

Meinethalben! Ich will mich darein ergeben! Sie mögen alles nehmen, wenn mir die Fürsehung nur meinen guten Mann erhält. Ohne ihren Willen geschieht nichts in der Welt und

Eilfter Auftritt.

Frau von Vaillant. Ernst. Konstantin. Jettchen, Julchen, der Rittmeister, der Wachtmeister. (Indem die letzten zur Stube hineintreten, läßt Julchen die Sparbüchse und die übrigen die Dukaten vor Schrecken in die Stube fallen, daß ein Stück da, das andre dorthin rollet. Sie fahren alle in ihre Mutter hinein und drängen sich an sie: Konstantin scheint den gesetztesten Muth zu haben. Der Rittmeister hat eine Wildschur um, eine rauhe Mütze tief ins Gesicht gedrückt und ein Stück schwarzen Taft wie ein Pflaster über dem Gesichte liegen; sucht auch dieses aufs beste zu verbergen.)

Rittmeister.

Ha verzweifelt! da wirft man ja das Geld weg! — lustig! da wirds was zu plündern geben.

Wachtmeister.

Ah! ich glaube, die kleinen Diebe sind über meinen Sparbüchsen gewesen, und haben sie vorher geplündert?

Frau v. Vaillant.

Nein, mein Herr, sie wollten bloß Abschied von dem Ihrigen nehmen, so lange es noch in ihren Händen war. Vergeben sie Kindern, denen es weh thut, wenn man ihnen die kleinen Andenken, die sie von ihren Aeltern und Verwandten haben, entreißen will.

(Julchen wischt sich die Augen.)

Rittmeister.

Wenn nur nichts davon ist! Doch — wäre es auch — ich weiß die Summe.

Wachtmeister.

Und solche Scherben lassen sich auch wieder von der Erde auflesen.

Frau von Vaillant.

Sie wissen es, mein Herr Rittmeister, sagen Sie? und ich habe es leider erfahren, daß Sie alles wissen, was mich und mein geringes Vermögen anbetrifft.

Rittmeister.

Ihr geringes Vermögen machen Sie sich nicht zu arm. Es giebt Leute, die weniger haben als Sie.

Frau v. Vaillant.

Das ist wahr, alle Köpfe in meinem Dorfe haben weniger.

Wachtmeister.

Und gewiß auch mehr, als ich: aber hier wird doch für mich was abtriefen?

(Er liest von der Erde auf, legt aber alles auf den Tisch hin: Julchen sieht sehr ängstlich zu.)

Rittmeister.

Nun, Sie haben sechstausend Thaler auf Ihren Guthe-Schuld: dafür haben sie auf den benachbarten Hammerwerke zwey tausend Thaler, bey Wolfgang und Kompagnie eben so viel, vier tausend Thaler landschaftliche Steuerobligationen: mithin

Frau v. Vaillant.

Stille, Herr Rittmeister. Ich sehe es freylich, daß Sie alles und noch mehr wissen, als ich glaubte, und ich mag nichts weiter hören, sonst würden Sie mir noch mein ganzes Mobiliarvermögen herrechnen.

Rittmeister.

Das könnte seyn!

Wachtmeister.

Ja ja, unser kleiner Finger ist ein verzweifeltes Ding, er sagt uns alles ins Ohr, was wir wissen wollen.

Frau v. Vaillant.

Da ich in ihrer Gewalt bin, so werde ich Ihnen auch nichts vorenthalten: rauben Sie, plündern Sie, nehmen Sie, was Sie wollen! aber das bitte ich mir zur Gnade aus, reißen Sie mich aus der Verlegenheit, und sagen Sie mir, woher Sie alles wissen?

Rittmeister.

Muthen Sie mir zu, daß ich ein Verräther seyn soll?

Frau v. Vaillant.

Einem Verräther, der seine Freunde verräth, auf dessen Verschwiegenheit sie das erste Recht hätten, braucht man kein Wort zu halten. — Sagen Sie mir! Kennen sie meinen Mann? Ist er vielleicht Ihr Gefangener?

Julchen.

O kennen Sie unsern Papa [illegible]

Ernst.

Unsern lieben, unsern besten Vater?

Julchen.

O! wenn er Ihr Gefangener ist, thun Sie ihm ja nichts!

Konstantin.

Ich will Ihr Gefangener dafür seyn.

Rittmeister.

Ah! ich denke, ich werde euch wohl alle zu Gefangenen machen. — (zu Frau v. Vaillant) Sie werden doch nicht Ihren Mann für einen Verräther halten?

Frau v. Vaillant.

Nein, nein; o seine edelmüthige Seele würde eher sein Leben für mich lassen: aber seine zärtliche Liebe könnte ihn vielleicht verleitet haben, um mich und seine Kinder den Schrecken der Plünderung zu entreißen! ... Führen Sie ihn vielleicht gar bey ihrer Schwadrone mit sich? — o so nehmen Sie alles! — geben Sie mir ihn nur auf ein Ehrenwort los; er wird sich stellen, wenn Sie es verlangen.

Rittmeister.

Das wäre eine Möglichkeit. Allein ...

(Die Kinder fallen ihn an, und sagen folgendes fast zugleich.)

Jettchen.

O geben Sie uns unsern Papa! Nehmen Sie unsere Sparbüchsen, meinen Pantalon, meine Noten ...

Ernst.

Nehmen Sie meine schönen Bücher, mein Reißzeug, mein Naturalien Kabinet ...

Julchen.

Mein Putzschränkchen, mein Taffentkleid:::

Konstantin.

Meine Flinte, Patrontasche, Grenadiermütze, mich, mich, mich selbst:::

Rittmeister.

Je nun — (er wirft die Wildschur und die Mütze mit dem Pflaster weg.) da habt ihr ihn!

(Frau von Vaillant fliegt ihm in die Arme; die Kinder hängen sich alle um ihn, und schreyen in einer freudigen Bestürzung.)

Frau v. Vaillant.

Er ists! er selbst!

Jettchen.

Himmel! der Papa!

Ernst.

O unser vortrefflicher Vater!

Julchen.

Der beste, der liebste Papa!

Rittmeister.

Hab ich's nicht gesagt, daß ich euch zu meinem Gefangenen machen wollte? Und nie laß ich euch wieder los.

Konstantin.

Ich bin es! ich bin es! Juchheh! ich bin Ihr Gefangener!

Frau v. Vaillant (ganz Odemlos.)

Wo soll ich anfangen! — wo aufhören, Fragen an dich zu thun? liebstes Herz!

Rittmeister.

Ich werde Zeit haben, sie dir alle zu beantworten; denn ich habe es von meinem Chef erhalten, hier und in der Nachbarschaft mit meiner Schwadron die Winterquartiere zu beziehen.

Frau v. Vaillant.

Aber weißt du wohl, daß ich mich rächen und dir keine geben werde? Böser Mann! Warum hast du mich so geängstiget?

Jettchen.

Ja, der lose Papa! uns unsere Sparbüchsen nehmen zu wollen!

Ernst.

Uns plündern zu wollen?

Julchen.

Und uns den Papa so lange vorzuenthalten?

Konstantin.

Und uns so einen großbärtigen Wachtmeister über den Hals zu schicken!

(Wachtmeister greift nach seinem Säbel.)

Konstantin.

O itzt wehre ich mich, da ich den Schutz habe.

(Er läuft nach seiner Flinte und zielet nach ihm.)

Rittmeister.

Wenn ich nicht deinen festen Muth, deine Entschließung kennte, so hätte ich gewiß nicht auf diese Art gescherzt: denn ich gestehe, sie ist nicht die feinste, und hätte üble Folgen haben können. Weil da Ihr hier der feindlichen Grenze so nahe liegt, und euch mehr als einmal so gut als eurer Nachbarn ein solcher Unfall treffen konnte, und vielleicht noch kann.

Frau v. Vaillant.

Da bewahre uns der Himmel!

Rittmeister.

So wollte ich sehen, wie weit deine Herzhaftigkeit gieng. Ich wollte die Freude der größten Ueberraschung haben, und endlich auch sehen, ob meine Kinder wahre Soldaten Kinder sind: die müssen Muth haben. Ich hoffe immer, mein guter alter Robert (er klopft den Wachtmeister auf die Achsel) wird es nicht zu arg gemacht haben.

Frau v. Vaillant.

Nun nun; fürchterlich genug! ob ich ihm gleich nachsagen muß, daß er die Bescheidenheit nicht verletzet, und immer eine menschenfreundliche Miene unter seinen Drohungen durchblicken lassen.

Wachtmeister.

Ich habe ihre Ordre aufs strengste befolget, Herr Rittmeister.

Konstantin.

War die auch dabey, daß er mich einmal Du hieß und mich zum Gefangenen machte?

Ernst.

Ja, warum warst du im Gewehr?

Frau v. Vaillant.

Aber die feindliche Husarenkleidung?

Riemeister.

Ist Beute von etlichen gefangenen Husaren, und diese Verkleidung kam mir bey meinem Vorsatze gut zu statten. (auf den Wachtmeister zeigend) Dieser brave Mann hat mich zweymal in dem Gefechte Todesgefahren entrissen.

(die Kinder eines um das andere.)

O Herr Wachtmeister! nehm Er unsere Sparbüchsen — Er muß — wenigstens die Hälfte —

Wachtmeister.

Packt ein! packt ein, Kinderchen! wieder ins Schränkchen mit dem gelben Quark! ich brauche bey meinem braven Herrn nichts.

Frau v. Vaillant.

Wir wollen ihn schon belohnen.

Wachtmeister.

Als wenn uns das nichts wäre, so einen braven Herrn zu dienen und solche Freude zu erleben?

Jettchen.

Aber, lieber Papa! Sie haben uns noch keinen Kuß gegeben! (Er umarmt sie.)

Julchen.

Mir auch!

Rittmeister.

O hundert tausendmal will ich euch an mein Herz drücken! — Komm mein Ernst — auch du, mein kleiner Soldat — bist du immer noch der kleine Held?

Konstantin.

Das ist herrlich, daß sie den Winter bey uns bleiben! Vielleicht wird Friede. Desto besser — Nun sollen Sie mir recht hinter un

ferm warmen Ofen Ihre Thaten erzählen: daß ich auch einmal ein Mann wie Sie werde!

Ernst.

Da wirds zu schreiben geben! Und mein Buch von den Anekdötchen soll gewiß fertig werden.

Frau v. Vaillant.

Friede! Friede! den wollen wir von Gott erbitten, damit wir unsern guten Vater recht lange bey uns behalten!

Ende des Schauspiels.

OXFORD-TAYLOR INST.

Drittes Abendgespräch.

Von den Pflichten der Geselligkeit.

Die vorhergehenden Gespräche des alten Ehrenreichs waren für alle so ergötzend gewesen, daß die ganze Gesellschaft am folgenden Abend, noch eine gute Stunde vor Sonnen-Untergang, sich wieder bey der Linde einfand, und und auf ihn wartete. — Schon hier, meine Lieben! sagte er, indem er sich freundlich zu ihnen gesellte. Es ist noch so früh; ich dächte immer, ihr spieltet erst noch eine Stunde, ehe wir unser Abendgespräch anfangen.

„O spielen!„ antworteten die Kinder, und sahen sich einander traurig an.

Nun ich freue mich, ihr Guten, fuhr Ehrenreich fort; ich freue mich herzlich, euch so begierig nach meinem Unterrichte zu sehen, daß euch die Lust zum Spielen darüber vergangen ist. Zur Belohnung will ich euch auch recht was merkwürdiges sehen lassen. Kommt, folget mir.

Er führte sie in den Garten. Hier hatte er einen jungen Bienenschwarm in einen gläsernen Bie-

nenkorb eingefangen, in welchem man ihre Geschäftigkeit zusehen konnte. Das war ein Vergnügen anzusehen. Die einen kamen von den Blumen zurück geflogen, und brachten ein Klümpchen Wachs mit, welches sie sich an die Füße geklebt hatten. Andere, welche in dem Häuschen waren, nahmen ihnen dieses Wachs bey der Thüre ab, und brachten es hinein. Wiederum andere plätteten die kleinen Wachsklümchen, und noch andere machten alsdann kleine Zellen daraus. Einige brachten Honig ein und füllten die Zellen damit an: und eine unter ihnen, die sie alle vorzüglich zu bedienen schienen, und welche man daher die Königinn nennt, legte in einige Zellen Eyer, aus welchen wieder junge Bienen werden sollten. Kurz, jede hatte ihr eigenes Geschäfft, und keine blieb müßig. Die Kinder waren ausser sich vor Freuden, da ihnen das alles gezeigt wurde.

Der alte Ehrenreich sagte darauf: Hier, Kinder, könnt ihr von kleinen unvernünftigen Thieren lernen, was Ordnung und gesetzmäßiges Betragen für eine schöne Sache sey. Was meinet ihr, was daraus werden würde, wenn alle diese Bienen thun könnten, was sie gelüstete, und wenn nicht jede ihr besonderes angewiesenes Geschäfft hätte? Da würde jede nur für sich sorgen; nur so viel Honig einsammeln, als sie täglich brauchte; die jungen und die-

diejenigen alten Bienen, welche sich auf das Honigsammeln nicht verstehen, würden verschmachten, und wenn endlich der Winter herannahete, so würden alle umkommen müssen, weil sie sich keinen Vorrath gesammelt hätten. Diesem allen wird durch ihre gesetzmäßige Einrichtung vorgebeugt; und ihr sehet, wie wohl sie sich dabey befinden. Kinder, so müssen es die Menschen auch machen, wenn es ihnen wohl gehen soll.

Während diesen Worten waren sie wieder bey ihrem vorigen Platze angekommen.

Aber, lieben Kinder, fuhr er fort, vieles, was ihr thun müßt, um glücklich zu leben, ist durch die öffentlichen Gesetze nicht bestimmt worden. Ich habe euch schon gesagt, und ihr wißt es auch aus der wenigen Erfahrung, die ihr selbst habt, daß ihr ohne Beyhülfe anderer Menschen nicht glücklich werden könnt. Bisweilen könnt ihr freylich wohl diese Hülfe erkaufen, wenn ihr euch, zum Exempel, einen Bedienten miethet, oder ein Kleid, oder sonst etwas von andern machen laßt: Allein, meine lieben Söhne, wo wolltet ihr so viel Geld hernehmen, wenn ihr alles bezahlen solltet, was andere Menschen dazu beytragen müssen, wenn es euch wohl gehen soll? Wenn jemand von euch in einen tiefen Graben fiele, und ihr rieset einem, der eben vor-

vorbey gienge, euch zu helfen, sie würde es euch gefallen, wenn der euch nicht anders heraus ziehen wollte, als für baare Bezahlung, und wenn ihr gerade kein Geld bey euch hättet? Oder ihr wolltet euch einen angenehmen Zeitvertreib machen, und eure Freunde wollten euch nicht eher dazu behülflich seyn, bis ihr ihnen dieses oder jenes versprächet? Nicht wahr, daß würde ein verdrießliches Leben geben, und ihr müßtet in kurzer Zeit arm werden, und wenn ihr auch noch so viel Geld hättet. Aber sorget nicht, Kinder. Eben so nöthig, als ihr die Hülfe und den Rath und die Freundschaft anderer Menschen braucht, eben so sehr brauchen sie die eurigen auch. Wenn sie sehen, daß ihr geneigt seyd, ihnen zu helfen, wo ihr dazu im Stande seyd; wenn sie sehen, daß ihr sie warnt, wo sie Schaden nehmen können, oder ihnen guten Rath gebt, wie sie dieses oder jenes anfangen müssen, um vergnügt zu werden; oder wenn sie merken, daß sie in eurem Umgange Vergnügen finden, weil ihr gefällig, dienstfertig und artig seyd: so werden sie von selbst eben so viel, und oft noch mehr für euch thun, als ihr thut.

Ihr müßt also keine Gelegenheit übersehen, wo ihr dieses merken lassen könnt. Die geringsten Kleinigkeiten sind dazu oft schon genug. Ein Gruß, ein

freund-

freundlicher Blick, ein Besuch, eine kleine Dienstleistung ist oft schon hinreichend, euch die Gunst eurer Nebenmenschen zu verdienen. Ich habe einmal auf einem Spaziergange einen Knaben von ohngefehr acht Jahren, der vor meinen Augen ins Wasser fiel, glücklich errettet, und seinen Eltern nach Hause gebracht. Ich that es aus Liebe zu dem Kinde, dessen Vater ich kaum zweymal gesprochen hatte. Einige Wochen hernach wurde ich krank. Da hättet ihr sehen sollen, Kinder, wie der ehrliche Mann mir meinen geringen Dienst belohnte. Er gieng fast nicht von meinem Bette; er schickte mir alle Tage das gesundeste Essen, das er nur vermogte; er fuhr ohne mein Wissen nach einem vier Meilen von hier entlegenen Orte, und holte einen geschickten Arzt, der mich wieder herstellte; und wer weiß, ob ich nicht schon längst gestorben wäre, wenn der Mann nicht so für mich gesorgt hätte. Laßt euch also das ja gesagt seyn, daß ihr alle Menschen, die um euch sind, liebt, und so viel ihr könnt, sorgt, daß ihnen wohl seyn möge. So oft ihr sehet, daß jemand eurer Hülfe benöthiget ist, so stellt euch gleich in Gedanken an seine Stelle, und ihn an die eurige. Alsdann fragt euch selbst: was würde ich wohl von diesem Menschen erwarten, wenn er ich,

und ich er wäre? und was ihr dann von ihm wünschet, das thut ihm auch.

Ich habe euch neulich eine Fabel erzählt, wobey ihr euch die Pflicht der Dienstfertigkeit erinnern könnt: habt ihr sie behalten?

Jacob, Gutwills ältester Sohn, erinnerte sich zuerst daran, und erzählte sie mit folgenden Worten:

„Die Glieder des menschlichen Körpers wurden „einmal überdrüßig, sich einander zu dienen, und „wollten es nicht mehr thun. Die Füße sagten: „Warum sollen wir allein euch andern alle tragen „und fortschleppen? Schafft euch selbst Füße, wenn „ihr gehen wollt. Die Hände sagten: Warum sollten wir allein für euch andern alle arbeiten: schafft „euch selbst Hände, wenn ihr welche braucht. Der „Mund brummte: Ich müßte wohl ein großer Narr „seyn, wenn ich immer für den Magen Speisen „kauen wollte, damit er sie nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; schafft euch selbst einen Mund, „wer einen nöthig hat. Die Augen fanden es gleichfalls sehr sonderbar, daß sie allein für den ganzen „Leib beständig auf der Wache stehn, und für ihn „sehen sollten. Und so sprachen auch alle die übrigen Glieder des Leibes, und eins kündigte dem „andern den Dienst auf. Was geschah? Da die „Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten,

„Beine, der Mund nicht mehr eſſen, die Augen „nicht mehr ſehen wollten, gerieth der ganze Körper „binnen zween Tagen in einen ſo groſſen Verfall, daß „alle Glieder zu welken und nach und nach abzu„ſterben anfiengen. Da erkannten ſie ihre Thorheit, „machten von neuem den Bund der gegenſeitigen „Dienſtbarkeit, und jedes einzelne Glied befand ſich „wohl dabey.“

Das war recht gut erzählt, mein Sohn, fuhr der alte Ehrenreich fort, indem er ihm freundlich auf die Wangen klopfte. Gewiſſe Leute, ihr Kinder, ſind bloß aus Trägheit undienſtfertig; andere hingegen gar aus Neid. Ein abſcheuliches Laſter! Ich will euch ſagen, worinn es beſteht. Es giebt gewiſſe thörigte und verwöhnte Menſchen, welche mit dem, was ſie haben, ſich ſo wenig zu begnügen wiſſen, daß ſie unzufrieden werden, ſo oft ſie ſehen oder hören, daß es andern Leuten wohl, oder gar beſſer, als ihnen, geht. Wenn ſie, zum Beyſpiel, ſehen, daß ein anderer ein beſſeres Kleid trägt, als das ihrige iſt; oder, wenn ſie von jemanden etwas Gutes rühmen hören, welches ſie ſelbſt nicht an ſich haben, ſo werden ſie immer mißvergnügt darüber. Dieſes Mißvergnügen nun, welches ein ſolcher Menſch über das Glück eines andern empfindet, wird Neid genannt. Nun müßt ihr aber wiſſen, daß

[illegible] Menschen überall gehaßt werden. Denn da sie nicht gern sehen, daß es einem andern wohl geht, so helfen sie andern ungern, und rathen ihnen selten; und deswegen hilft ihnen auch niemand gern. Was haben die dummen Menschen davon? Nichts, als Misvergnügen. Wenn sie klug wären: so sollten sie sich über das Glück ihrer Nebenmenschen freuen; so würden diese sich auch wieder über ihr Glück freuen, und es zu befördern suchen. Aber weil sie dumm sind, so thun sie das Gegentheil, und daher geht es ihnen dann auch so, wie es dem kleinen Peter Neidhard gieng, dessen Geschichte ich euch, wenn ich nicht irre, schon einmal erzählt habe, nicht?

Die Kinder konnten sich nicht besinnen, und der der alte Ehrenreich fuhr fort:

Peter Neidhard war der Sohn eines rechtschaffenen Vaters, der alles, was er im Vermögen hatte, daran wenden wollte, seinen Sohn recht gut erziehen zu lassen. Er schickte ihn daher auf eben dieselbe Schule, auf welcher ich damals von meinen Eltern gehalten wurde. Nun waren da viele Kinder reicher Leute, welche etwas besser gekleidet giengen, als er. Das verdroß den kleinen Thoren. Aber er ließ es dabey nicht bewenden, sondern suchte, wo er nur konnte, den andern ihre schönen Kleider zu be-

schmu-

schmutzen und zu verderben. Dis war der Anfang seines Neides. Hätte er damals in sich gekehrt, seinen Fehler erkennen und sich bessern wollen, so wär es noch Zeit gewesen. Weil er das aber nicht that, so wurde es immer schlimmer mit ihm. Nach und nach fieng er an, seinen Schulcameraden auch alles Vergnügen zu mißgönnen, welches sie bey ihren Spielen genossen, und zeigte sich als einen so unleidlichen Spielverderber, daß die Lehrer sich genöthigt sahen, ihn von unsern Vergnügungen auszuschliessen. Das ärgerte ihn nun noch mehr; und der Verdruß über unser Vergnügen beschäftigte seine ganze Seele so sehr, daß er niemals recht Achtung gab, wenn wir etwas lernen sollten. Daher konnte er dann auch niemals so gut antworten, als wir andern, wenn uns das Gelernte abgefragt wurde. Natürlicher Weise bezeugten dann die Lehrer uns ihre Zufriedenheit, ihm aber ihre Unzufriedenheit. Neue Ursach zu Verdrießlichkeit! Kurz, das gieng von Tag zu Tage, von Stuffe zu Stuffe, am Ende so weit, daß er nach einiger Zeit ganz unfähig wurde, was nützliches zu lernen, weil seine Seele ohne Unterlaß mit Mißvergnügen über unsers guten Fortgangs angefüllt war. So verstrich nun seine ganze Jugendzeit, ohne daß er die mindeste Geschicklichkeit erwarb, wodurch er sich nachher in der Welt hätte forthelfen können.

Dabey hatte er die beständige Kränkung, daß kein Mensch etwas mit ihm zu thun haben wollte, weil man sich vor seiner Gesellschaft, wie vor der Gesellschaft eines Aussätzigen, scheuete. Da er nun groß geworden, und das ganze Vermögen seines rechtschaffenen Vaters an ihm verwandt war, so sollte er sich examiniren lassen, um ein Amt zu erhalten, wovon er sich und seine armen Eltern hätte erhalten können. Aber man fand, er habe wenig gelernt, daß man kein Amt ihm anvertrauen könne. Er wurde also abgewiesen. Und da sahe er sich dann genöthiget, sein Lebenlang als ein Landgerichts und Landstreicher sich in der Welt herum zu treiben, und oft bey denen um eine Mahlzeit, oder um ein altes Kleidungsstück zu betteln, deren Vergnügen er in seiner Jugend auf alle mögliche Weise zu stöhren gesucht hatte. — Nun sagt, Kinder, hätttt ihr wohl an dieses Peer Neidhards Stelle seyn mögen? Doch das brauche ich ja nicht erst zu fragen; wer will gern unglücklich seyn?

Vermeidet also das Laster des Neides; und gewöhnt euch vielmehr, an jedem Glücke eurer Nebenmenschen einen recht freudigen Antheil zu nehmen. Um es aber dahin zu bringen, müßt ihr sorgfältig über euer Herz wachen, daß es von Sanft- und Demuth fern bleibe. Denn ein hochmüthiger Mensch

bildet

bildet sich gemeiniglich ein, daß alles nur für ihn erschaffen sey, und er kann deswegen nicht leiden, daß es andern Menschen besser als ihm gehe. Neid und Hochmuth sind daher von je her einander verbunden gewesen. Ein hochmüthiger Mensch aber kann niemals glücklich seyn. Denn bald sieht er Leute, welche Vorzüge haben, die er selbst nicht hat, und ärgert sich darüber. Bald sieht er andere, welche eben dieselben Vorzüge haben die er hat, und wird von neuem unzufrieden, daß er nicht der einzige ist der sie hat. Wie schwach ein solcher Mensch am Verstande seyn müsse, erhellet auch daraus, daß er es recht eigentlich darauf anlegt seiner Absicht zu verfehlen. Er wünscht nemlich sich geehrt und über alle andere Menschen erhoben zu sehen. Aber weil er selbst gegen jedermann stolz ist, und alle andere gegen sich verachtet, so verachten ihn deswegen alle andere wieder, und das kränkt ihn dann gar sehr. Wäre er hingegen selbst bescheiden, höflich und gefällig gegen andere; so würden diese sich wieder eben so gegen ihn betragen, und dann würde er Freude haben. Denn die Menschen sind durchgängig eben so geneigt, denjenigen, der sie liebt und ihnen Achtung erzeigt, wieder zu lieben, und hoch zu schätzen, als sie geneigt sind, denjenigen zu hassen und zu verachten, der ihnen

nen selbst auf eine gehässige und verächtliche Weise begegnet.

Indem ich aber vom Hochmuth rede, so müßt ihr euch wohl in Acht nehmen, nicht die Ehrliebe damit zu verwechseln, welche kein Laster, sondern vielmehr eine nöthige Tugend ist. Ich will sehen, ob ich den Unterschied euch begreiflich machen kann.

Beyde, sowohl der hochmüthige, als auch der ehrliebende Mensch kommen darinn überein, daß sie von andern geehrt zu seyn verlangen, und sich vor der Schande fürchten. Die Ehre aber besteht in der guten Meynung, welche andere Menschen von uns und von unserer Aufführung haben, so wie im Gegentheil die Schande in dem schlimmen Urtheile anderer über uns und unsere Aufführung besteht.

Nun giebt es eine wahre und eine falsche Ehre, so wie es auch eine wahre und falsche Schande giebt. Wenn nemlich das gute oder schlimme Urtheil, welches man über uns fällt, gegründet ist; so haben wir wahre Ehre oder wahre Schande; wenn dieses Urtheil hingegen nicht gegründet ist, das heißt: wenn wir es in der That nicht verdienen, daß man so gut oder schlimm über uns urtheilet, so hat man uns falsche Ehre erzeigt, oder uns mit falscher Schande belegt.

Der

Der erste Unterschied nun zwischen einem ehrliebenden und hochmüthigen Menschen besteht darinn, daß jener die gute Meynung anderer von ihm und seiner Aufführung durch wirklich gute Handlungen zu verdienen, dieser hingegen auf alle mögliche Weise, es sey mit Recht oder Unrecht, sie zu erzwingen suchet. Der ehrliebende trachtet nur nach wahrer Ehre. Dem hochmüthigen hingegen ist es blos darum zu thun, geehrt zu werden, er mag es verdienen, oder nicht. Jener wird daher niemals etwas mittels unternehmen, um sich hervor zu thun; diesem hingegen ist es gleich viel, ob sein Betragen an sich schön oder häßlich ist, wenn er es nur so einrichten kann, daß es von andern gerühmt werde.

Ein zweiter Unterschied zwischen beiden ist der, daß der Ehrliebende gar wohl leiden kann, daß andere Menschen auch ihre Vorzüge haben die ihnen Lob erwerben; der Hochmüthige hingegen nicht. Denn ihn jede gute Eigenschaft, die ein anderer besitzt, ist ein Dorn im Auge, der ihm empfindliche Schmerzen macht. Er kann daher nicht eher ruhen noch rasten, bis er die gute Meynung, welche andere von einem solchen Menschen haben, verschlimmert hat.

Daher kömmt es dann auch, daß hochmüthige Menschen gemeiniglich dem häßlichen Laster der Verläumdung und der Verkleinerung ergeben sind.

Er-

Erfahren sie nämlich von einem den geringsten Fehler; so breiten sie ihn überall aus, und lachen und freuen sich darüber, daß ihr Nebenmensch gefehlt hat. Oft, wenn sie keine wirkliche Fehler an jemanden bemerken können, legen sie sich aufs Lügen, und dichten ihm allerley Fehler an, die er niemals hatte. Bemerken sie hingegen an einem etwas Gutes; so nehmen sie sich wohl in Acht, davon zu reden, oder wenn in ihrer Gegenwart davon gesprochen wird, so geben sie sich alle mögliche Mühe, dieses Gute zu verkleinern. Nun, Kinder, was dünket euch von solchen Leuten?

O, das müssen ja häßliche Menschen seyn, antworten die Kinder.

Ja wohl, häßliche Menschen, fuhr unser Alter fort; aber auch recht dumme Leute, so verschlagen sie in andern Stücken auch immer seyn mögen. Denn sie machen, daß jedermann sie verabscheut, und daß keiner mit ihnen umgehen will; weil kein Mensch es gerne hat, wenn man übel von ihm spricht, und ihn verächtlich macht. Ein verläumdischer Mensch hat daher keinen wahren Freund: und zu seiner gewöhnlichen Gesellschaft hat er nur solche Leute, welche sich gleichfalls das Nachreden angewöhnt haben. So lange solche Leute bey einander sind, stellen sie sich, wer weiß wie freundschaftlich gegen einander,

und

und reden alle nur von Abwesenden Böses: kaum sind sie aber auseinander gegangen, so lästert einer den andern so viel er immer kann. Das sind auch rechte Freunde: nicht wahr?

Gemeiniglich ist das Verlangen, für einen witzigen Menschen gehalten zu werden, die erste Verführung zur Verläumdung. Man sucht seine Gesellschaft durch Spöttereyen über gegenwärtige oder abwesende Personen zum Lachen zu bewegen; und ist einem das erst einige mal gelungen; so wird die Begierde, andere lächerlich und verächtlich zu machen, immer stärker, bis man ihr am Ende gar nicht mehr widerstehen kann.

Hütet euch also, ihr Lieben, vor der Neigung zu Spöttereyen, und vor jeder Art von Tadelsucht. Gewöhnt euch vielmehr an, von allen Menschen, besonders von Abwesenden, ohne dringende Noth, nichts als Gutes zu sagen; und wenn ihr etwas Böses von jemanden wißt; so verschweigt es, so lange euch keine besondere Pflicht zum Reden zwingt. Reden andere Leute in eurer Gegenwart von einem Abwesenden Böses, so nehmt euch seiner an, vertheidiget oder entschuldiget ihn so gut ihr könnt. Dis wird euch bey allen Menschen beliebt machen, und alle werden dadurch geneigt werden, euch eben denselben

Dienst

Dienst zu erweisen, wenn von euch ihrer Abwesenheit auch einmal übel gesprochen wird.

Ueberhaupt, meine lieben Kinder, seyd versichert, daß die mehresten Menschen sich so gegen euch verhalten werden, wie ihr euch gegen sie verhaltet. Wenn ihr euch gegen andere bescheiden, dienstfertig und freundlich beweiset, so werden auch sie sich eben so gegen euch betragen. Besonders ist die Freundlichkeit ein sicheres Mittel sich beliebt zu machen, so wie hingegen ein mürrisches und verdrießliches Wesen uns bey jedermann verhaßt macht. Einen freundlichen und liebreichen Gesichte kann fast keiner widerstehen. Es zwingt uns, wir mögen wollen oder nicht, denjenigen zu lieben an dem wir es bemerken. Eben so unmöglich ist es uns einem Menschen gut zu seyn, der immer verdrießlich und mürrisch ist. Kein Mensch mag gern mit ihm umgehen, weil man in seiner Gesellschaft unmöglich vergnügt seyn kann. Auch scheut man sich ihm irgend einen Dienst zu erweisen; denn gemeiniglich dankt er einem mit einer so sauer Miene, daß man nie weis ob man es ihm auch recht gemacht habe. Solche Leute haben daher selten einen wahren Freund, und selten werden ihnen von andern Gefälligkeiten erwiesen. Denn eine freundliche Miene ist ja doch das wenigste, was man für seinen Dienst erwarten kann.

Solche

Solche mürrische Leute sind gemeiniglich auch zum Zorn geneigt. Sie werden nämlich bey der geringsten Beleidigung, welche oft nur Scherz, oder Misverständnis war, sogleich außer sich gesetzt, und schlagen zu, oder schelten und fluchen, als wenn man ihnen noch so viel zu Leid gethan hätte. Das ist eine gefährliche Krankheit der Seele, die denjenigen, der damit behaftet ist, gewiß unglücklich macht. Denn der Zorn ist eine Art von Raserey in der wir tausend Dinge begehen, die wir nachher zu bereuen Ursache haben. Ich habe euch schon einige traurige Geschichte davon erzählt, und könnte, wenns nöthig wäre, euch noch viele andere von Leuten erzählen die im Zorn Todtschläger wurden, und unter Scharfrichters Händen sterben mußten. Aber wenn auch dis nicht zu besorgen wäre, so würde uns der Zorn an sich schon elend genug machen. Habt ihr schon jemals einen zornigen Menschen gesehen, Kinder?

„Ach ja, lieber Vater! riefen die Kinder; die beyden Männer, die sich da neulich auf der Straße prügelten, die waren recht zornig...

Nun, habt ihr bemerkt, wie diese beyden unsinnigen Leute aussahen; wie ihre Gesichter verzerrt waren; wie der Schaum ihnen vor dem Mund stand, und wie sie vor Wuth kaum reden konnten? Könnt ihr euch einbilden, daß ihnen wohl dabey gewesen

sey? Und sahe mans ihnen nicht vielmehr deutlich genug an, daß sie innerlich ganz entsetzlich leiden mußten? Gewiß, der Zorn muß eine schmerzhafte Empfindung seyn.

Dazu kömmt noch dieses: Weil es so unangenehm und so gefährlich ist mit zornigen Leuten umzugehen, so fliehet jedermann ihre Gesellschaft, und sie müssen daher auf alle Freuden der Geselligkeit und der Freundschaft Verzicht thun. So gar unbekannte Leute scheuen sich vor ihnen, weil man es ihrem Gesicht ansieht, daß sie leicht wüthend werden können. Man geht ihnen daher aus dem Wege, wie gewissen Thieren, von denen man sich nichts gutes versieht; und wenn sie dann einmal fremder Hülfe benöthiget sind, so haben sie keinen Freund der sich ihrer annähme. In der That ein kläglicher Zustand!

Eben so elend werden andere Menschen durch das Laster der **Unversöhnlichkeit**. Es giebt nämlich gewisse, nicht bloß dumme, sondern auch zugleich sehr boshafte Menschen, die gar keinen Fehler an andern, gar keine Beleidigung wieder vergeben können; und wenn derjenige, der sie beleidiget hat, es auch noch so sehr bereuete; das sind abermals eben so gefährliche, als unglückliche Leute. Denn da auch die besten Menschen fehlen, und aus Unwissenheit,

oder Uebereilung jemanden beleidigen können, so muß jeder sich fürchten mit einem unversöhnlichen Menschen Gemeinschaft zu haben. Denn wenn mans nur im geringsten mit ihm verſieht, so wird er gleich unser beständiger Feind, der nichts als Rache sucht. Wer mag mit einem solchen Menschen zu thun haben? Und was gewinnt er dabey? Was kann es ihm nützen, wenn ein anderer Mensch unglücklich wird? Will er andere dadurch abschrecken, daß sie ihn nicht beleidigen; so schreckt er zugleich auch seine Freunde ab, daß sie ihm nicht helfen, weil sie ihn dabey unvermuthet beleidigen könnten. Macht sich also ein solcher Mensch nicht äußerst unglücklich! Denn wie kann ein Mensch unglücklicher seyn, als wenn ihn niemand liebt; niemand mit ihm umgehen; niemand ihm helfen will, und wenn sich jedermann vor ihm fürchtet?

Weit klüger also handeln die versöhnlichen Menschen, welche die ihnen zugefügte Beleidigung bald vergeben und vergessen können. Die machen sich nicht bloß demjenigen, gegen welchen sie sich so großmüthig bezeigen, sondern auch alle andere Menschen, die etwas davon hören, zu Freunden. Denn wir können uns unmöglich enthalten, denjenigen zu lieben, an dem wir Güte und Großmuth wahrnehmen. Und wenn wir einen solchen Menschen auch niemals

gesehen haben, so müssen wir ihm doch gut seyn sobald man uns eine solche edle That von ihm erzählt. Versuchts einmal, ob ihr einen gewissen Joseph gram seyn könnt, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will:

Vor alten Zeiten lebte ein Mann, der hieß Jacob. Dieser hatte zwölf Söhne, die ihm alle lieb waren. Aber am liebsten unter allen hatte er einen der jüngsten, Namens Joseph, von ihnen, weil derunter allen der artigste und gehorsamste war. Das verdroß nun die andern, und ihr Neid und ihre Bosheit giengen am Ende so weit, daß sie ihn umbringen wollten. Sie warfen ihn nämlich, da sie mit ihm allein in einem großen Wald waren, in eine tiefe Grube, worinnen er verhungern sollte. Nur einer unter ihnen hatte noch einiges Mitleiden mit ihm. Da dieser eben fremde Kaufleute vorbey ziehen sahe, so beredete er die andern, daß sie ihren Bruder wieder aus der Grube heraus zögen, und diesen Kaufleuten als einem Knecht verkauften. Denn damals kaufte und verkaufte man Menschen, wie man jetzt das Vieh zu Markte bringt. Diese Kaufleute nun führten den armen Joseph weit weg in fremdes Land, und seine boshaften Brüder machten ihrem alten Vater weiß, daß ihn ein Wolf im Wald aufgefressen habe. Dem armen Joseph gieng

es

es in dem fremden Lande anfangs ziemlich gut. Aber da die Frau seines Herrn ihm einmal etwas Böses zumuthete, und er es nicht thun wollte, so verläumdete sie ihn bey ihrem Mann so sehr, daß er ihn ins Gefängniß werfen ließ. Hier hatte er Gelegenheit, einem vornehmen Manne, den der König, ich weiß nicht warum, in eben das Gefängniß hatte setzen lassen, einen Dienst zu leisten; und da dieser wieder auf freyen Füßen war, so erinnerte er sich seiner bey einer guten Gelegenheit, und empfahl ihn dem Könige. Der König ließ ihn zu sich kommen, und da er fand, daß er ein sehr verständiger und redlicher Mann war, so gewann er ihn sehr lieb, und machte ihn am Ende gar zu seinem ersten Minister, der über alles zu befehlen hatte. Nun fügte es sich nach einigen Jahren, daß eine sehr theure Zeit einfiel; glücklicher Weise hatte Joseph es vorher gesehen, und so viel Korn aufgekauft, daß er nun das ganze Land damit versorgen konnte.

In allen andern Gegenden war große Hungersnoth; auch da, wo der alte Jacob mit seinen Söhnen wohnte. Dis bewog den alten Mann, seine Söhne nach demjenigen Land zu schicken, in welchem Joseph (den er für todt hielt) noch Korn zu verkaufen hatte. Kaum waren die Kinder Jacobs ange-

kommen, so wurden sie von Joseph erkannt; sie selbst erkannten ihn nicht, weil er sich sehr verändert hatte.

Wäre nun Joseph unversöhnlich und rachgierig gewesen; was hätte er nicht alles mit seinen Brüdern vornehmen können. Er brauchte ihnen nur kein Getraide zu geben, so hätten sie verhungern müssen. Er hätte sie züchtigen, ins Gefängniß werfen, ja hinrichten lassen können, wenn er gewollt hätte. Auch war die Beleidigung, die sie ihm zugefügt hatten, nicht geringe, und er würde sie nach allen Rechten dafür haben bestrafen können. Was that er aber? Nachdem er ihnen, zum Scheine, ein wenig Angst gemacht hätte, gab er sich ihnen zu erkennen, und sagte, statt aller Vorwürfe, weiter nichts, als: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht; umarmte sie darauf als Brüder: ließ seinen alten Vater dazu holen, beschenkte sie alle reichlich, und gab ihnen die schönste Gegend im Lande, wo sie an allem einen Ueberfluß hatten. Nun sagt, Kinder, könnt ihr euch enthalten die en Joseph gut zu seyn? Und gleichwol habt ihr ihn nie gesehen. Zu einer andern Zeit will ich euch seine Geschichte weitläuftiger erzählen.

Noch muß ich euch vor einer Untugend warnen, welche schon manchen Menschen viel Verdrießlichkeiten

ten

ten zugezogen hat. Es giebt nämlich Leute, welche gar nichts verschweigen können, und durch ihre Schwazhaftigkeit sich und andern oft großes Unglück zuziehen. Das sind auch dumme Leute, die sich oft an ihrem eigenen Glück hindern. Denn durch ihr Klatschen entstehen allerhand Zänkereyen und Feindschaft in den Häusern, oft unter den besten Freunden. Deswegen meidet sie jedermann, und diejenigen, denen sie geschadet haben, können nicht umhin, sie zu hassen. Alle suchen sie aus ihrem Hause und von ihrem Umgang auszuschließen. Zu einem verschwiegenen Menschen hingegen haben alle Leute Vertrauen, und es kann daher gar nicht fehlen, daß er nicht auf eine oder die andere Weise sein Glück machen sollte. Ich muß euch doch ein Exempel davon erzehlen, welches ich einstmals in einem Buche gelesen habe.

Einige von euch wissen schon, daß es vor Zeiten ein mächtiges Volk gab, welches man die **Römer** nannte. Dieses Volk hatte dazumal keine Könige, sondern es ließ sich von vielen alten Männern regieren, welche **Rathsherren** hießen. Diese Rathsherren pflegten nun zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, um sich über allerley wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da etwas vorfiel, welches nicht alle Leute wissen sollten, so waren alle schul-

dig es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch ihre Söhne mit in diese Versammlung zu nehmen, damit sie recht frühe mit den Angelegenheiten des Vaterlandes bekannt werden, dasselbe lieb gewinnen, und mit desto größerem Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten. So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papirius, mit seinem Vater diesen Rathsversammlungen beyzuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versammlung zu Hause kam, verlangte seine Mutter von ihm zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen sey? Liebe Mutter, antwortete der Sohn, ich wollte euch gern alles erzählen, aber es ist mir verboten worden. Aber die Mutter wollte diese Entschuldigung nicht gelten lassen, sondern drohete mit Strafen, wenn er ihr nicht alles wiedersagte. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wußte, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr daher also: Man hätte sich heute darüber berathschlaget, ob es nicht gut sey, daß ein jeder Mann, statt einer, zwey Frauen habe? Kaum hatte die thörigte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen lief und ihnen das Geheimniß mittheilte. Diese wurden eben so

sehr

sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen alle in die Rathsversammlung und schrien den Männern die Ohren so voll, daß diese auf den Gedanken geriethen, sie wären alle verrückt geworden. Da trat der junge Mensch hervor und sagte: Er müßte seinen Fehler nur gestehen, er habe das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weiß gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht zu retten gewußt habe. Die Rathsherren gaben ihm zwar einen Verweiß, daß er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet wär; aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen, gewannen sie ihn alle recht sehr lieb; und ob sie schon, aus Besorgniß vor schlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften; so erlaubten sie doch dem jungen Papirius, zu seiner nicht geringen Ehre, dieses Vorrechts, die ganze Zeit seiner Jugend hindurch, allein zu genießen, und gaben ihm zum Andenken einen besondern Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen, und ein beständiges Denkmahl seiner rühmlichen Verschwiegenheit seyn sollte.

Ich habe euch diese Geschichte bloß deswegen erzählt, weil ihr daraus lernen könnt, wie sehr die Menschen die Verschwiegenheit zu schätzen und zu belohnen pflegen. Denn sonst war es freylich gar

nicht hübsch, daß der junge Römer seiner Mutter eine Unwahrheit sagte; so wie es auch von der Mutter sehr häßlich war, daß sie etwas zu wissen verlangte, welches sie nichts angieng, und welches ihrem Sohne zu sagen verboten war.

Hütet euch also, ihr lieben Kinder! etwas auszuplaudern, wovon ihr vermuthen könnet, daß man es nicht gern bekannt gemacht wissen wolle. Sonst wird euch jedermann als Verräther fliehen, und ihr werdet selbst niemals einen treuen Freund erlangen, in dessen Busen ihr eure eigene Geheimnisse verwahren könnet. Denn ein Verräther wird von jedermann gehaßt, selbst von denen, welchen er dadurch zu dienen glaubt. Nur dumme Leute also, welche nicht Verstand genug haben, um einzusehen, daß sie sich selbst am meisten dadurch schaden, können in dieses Laster verfallen.

Am allerdummsten und am allerbösesten aber sind die Undankbaren; diejenigen Leute, sage ich, welche empfangene Wohlthaten vergessen, oder ihren Wohlthätern wohl noch gar zu schaden suchen. Solche Leute geben öffentlich zu erkennen, daß sie niemanden etwas Gutes zu erweisen im Stande sind; denn wollten sie nicht einmal dem etwas Gutes thun, der ihnen vorher selbst wohlgethan hat, wie werden sie

es

es andern thun, die ihnen noch keinen Dienst erwiesen konnten? Dergleichen Leute machen sich recht unglücklich, denn wenn sie einmal gezeigt haben wie schlecht sie die Dienste belohnen die man ihnen leistet, so wird kein Mensch mehr die geringste Neigung haben, ihnen ferner dienen zu wollen. Ein Undankbarer wird daher von allen Menschen, als ein Ungeheuer, vor dem man sich in Acht nehmen muß, verabscheuet, und man hütet sich, so sehr man immer kann, mit ihm in Gemeinschaft zu gerathen. Fragt z. E. einmal euch selbst, ob ihr wohl einen gewissen Jnkle, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will, zu eurem Freunde machen möchtet?

Dieser Jnkle war ein Kaufmann. In der Hoffnung viel Geld zu gewinnen, gieng er zu Schiffe und reisete nach einem Lande, welches man erst kürzlich entdeckt hatte. Es heißt Amerika. Dazumal wurde dieses Land größtentheils von Menschen bewohnt, welche man Wilde nennt, weil sie beynahe, wie die wilden Thiere in den Wäldern lebten. Die Reise gieng ganz gut von statten; aber da sie nahe bey dem Lande angekommen waren, erhob sich ein entsetzlicher Sturmwind. Dieser warf das Schiff gegen einen Steinfelsen, daß es in Stücken zerfiel. Diejenigen Leute, welche nicht schwimmen konnten, mußten ertrinken; die andern aber, welche mit genauer

nauer Noth das Ufer erreichten, wurden von den wilden Menschen umgebracht. Dem einzigen Inkle nur glückte es, in einen Wald zu entfliehen, wo er sich zwischen Büschen verbergen konnte. Hier warf er sich ganz verzweiflungsvoll auf die Erde; ungewiß, ob der Hunger, oder die Wilden ihn tödten würden.

Auf einmal hörte er ein Geräusch. Ein wildes Mädchen sprang aus dem Gebüsch hervor, sahe ihn da liegen und stutzte. Anstatt aber, daß sie ihm etwas hätte zu Leid thun sollen, sahe sie ihn freundlich an, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr folgen möchte. Er thats. Sie führte ihn in eine kleine Hütte, sprach ihm durch Lächeln Muth ein, setzte ihm allerley Früchte vor, um seinen Hunger zu stillen, und zeigte ihm eine Wasserquelle aus der er trinken könnte. Und dabey liebkosete sie ihn so zärtlich! bewachte ihn so treu, und war für sein Wohlergehen so liebreich bekümmert!

Und so lebten sie nun einige Monate hindurch, und wurden einander immer lieber. Sie erfanden auch bald eine Sprache, wodurch sie sich einander ihre Gedanken mittheilen konnten. Da erzählte nun Inkle seiner Mariko (so hieß das gute wilde Mädchen) oft etwas von seiner Vaterstadt, wie es da ganz anders als in ihrer Wildniß sey; wie man

da in großen Häusern wohne, in Kutschen fahre, schöne Kleider trage, und was er alles mehr sagte. Wenn ich da mit dir wäre, setzte er dann hinzu, wie glücklich wollte ich dich machen.

Das gute Kind weinete dann vor Freuden, und lief oft nach dem Ufer hin, um zu sehen, ob noch kein Schiff vorbey fahre, welches sie mitnehmen könnte. Endlich erblickte sie eins, und kam eilends ihren Inkle davon zu benachrichtigen. Das Schiff, welches unterdeß gelandet war, nahm beyde auf, und setzte bald darauf seinen Lauf nach einer gewissen Insel fort, auf welcher Menschen, wie bey uns das Vieh zu Markte gebracht werden. Hier fiel dem habsüchtigen Inkle ein, daß er auf seiner langen Reise gar nichts gewonnen habe, und daß er ärmer wieder nach Hause kommen würde, als er abgereiset sey. Das beunruhigte ihn sehr. Endlich gerieth er auf den abscheulichen Gedanken, seine arme Yarico als Sclavinn zu verkaufen, um dadurch wenigstens zu etwas Geld zu kommen. Vergebens fiel die Unglückliche vor ihm auf die Knie, weinete und flehte, nichts konnte den Unmenschen erweichen. Grausamer, rief sie endlich aus! erinnere dich, daß ich schwanger bin, und erbarm dich wenigstens des Kindes, welches ich dir gebähren soll! Und was antwortete der Bösewicht? „Hört ihrs?„ rief er dem Kaufmann,

an

an den er sie verhandeln wollte, zu: „sie ist schwan„ger: Also noch drey Pfund Sterling mehr!„ Der Kaufmann gabs, und der Unmensch gieng mit dem Gelde davon.

Hier hielt der alte Ehrenreich ein, und die Kinder, welchen die hellen Thränen in den Augen standen, konnten eine Zeitlang gar nicht reden, so gerührt waren sie. Endlich fragte der Alte: Nun, Kinder! möchtet ihr den Jakle wohl zu eurem Freunde haben?

Bewahre der Himmel! antworteten die Kinder: das mußte ja ein abscheulicher Mensch seyn; wer wollte damit etwas zu thun haben?

Ihr habt recht, fuhr Ehrenreich fort: eben so denken andere Leute auch. Keiner kann einen undankbaren Menschen ausstehen. Vermeidet also, meine lieben Kinder! vermeidet ja auf das sorgfältigste dieses, und alle die andern Laster, vor welchen ich euch gewarnet habe. Denn euer ganzes Glück hängt davon ab, daß die Leute, mit denen ihr leben müßt, euch wohl wollen und euch lieben, und das werden sie gewiß thun, wenn auch ihr ihnen zeiget, daß ihr sie liebet, und ihnen wohlzuthun bereit seyd.

Vornehmlich aber sucht euch die Leute zu Freunden zu machen, und zu behalten die mit euch unter einem Dache wohnen. Diese haben die meisten Gelegenheiten euch zu dienen und zu helfen, und euch das Leben angenehm zu machen. Eure Eltern sind schon von selbst genöigt euch zu lieben; aber wenn ihr sie nicht wieder liebtet und ihnen gehorsam wäret, so könnten sie auch anfangen gleichgültig gegen euch zu werden; und wenn andere sehen sollten, daß ihr eure Eltern nicht liebtet die euch so viel Gutes gethan haben, so würden sie euch, und zwar mit Recht, für undankbar halten, und dann würde euch kein Mensch mehr lieben können. Denn denket nur, wie sauer ihr euren Eltern bisher geworden seyd: Eure Mutter mußte euch mit Schmerzen gebähren; mußte, so lange ihr klein waret, unbeschreiblich viel Ekel und Ungemach um eurentwillen ertragen; mußte, so wie euer Vater, beständig für euch wachen, damit ihr nicht zu Schaden kämet, und beyde mußten für euch arbeiten, um etwas zu erwerben, wovon sie euch speisen, kleiden und erziehen könnten. Wenn ihr nun für das alles sie nicht lieben wolltet, würde das nicht der größte Undank von der Welt seyn?

Aber nicht bloß Undank, sondern auch außerordentliche Dummheit wäre es, wenn ihr eure Eltern

nicht

nicht recht herzlich lieben und ihnen folgen wolltet. Sie sind so viel älter als ihr; sie haben so viel Erfahrung; sie können euch so manches Gute lehren; sie machen euer Glück zu dem ihrigen; und wer könnte sie zwingen das alles für euch zu thun, wenn sie es nicht freywillig und aus Liebe thäten? Scheinen sie euch ein wenig hart zu seyn, indem sie euch etwas untersagen, oder euch strafen, so denket immer, daß sie das aus weiser Liebe thun, und daß sie euch gewiß kein Misvergnügen verursachen würden, wenn sie nicht überzeugt wären, daß es zu eurem Besten gehöre. Denn es ist unmöglich, daß Eltern ihren Kindern, ohne Ursache, etwas zuwider thun, oder sie hassen sollten; und wenn ich es vor Augen sähe, so glaubte ich es nicht. Es wäre eben so viel, als wenn einer sich selbst hassen wollte.

Auch eure Lehrer haben ein vorzügliches Recht auf eure Liebe und auf eure Folgsamkeit. Denn sie lieben euch selbst eben so aufrichtig als eure Eltern, und suchen auch eben so sehr, als sie, euer wahres Beste zu befördern. Es würde daher sehr undankbar von euch gehandelt seyn, wenn ihr sie nicht wieder lieben, sondern durch Ungehorsamkeit betrüben wolltet. Auch würde das euch selbst am meisten zum Schaden gereichen. Denn wenn ihr das väterliche Wohlwollen eurer Lehrer verwirkt hättet, so

würden

würden sie euch nicht mehr mit eben der Freudigkeit, wie bisher, unterrichten können; und dann würde euch das Lernen, welches euch jetzt so viel Vergnügen macht, gar sehr beschwerlich fallen. Bemühet euch daher, so viel ihr könnt, euren Lehrern Freude zu machen, so werden sie auch darauf bedacht seyn, euer eigenes Vergnügen zu befördern.

Habt ihr Geschwisterte oder Schulfreunde, so bedenkt, daß auch diese euch viel Vergnügen oder Mißvergnügen machen können, je nachdem ihr von ihnen geliebt oder gehaßt werdet. Liebt ihr euch unter einander, und sucht ihr einer den andern glücklich zu machen, so werdet ihr gern beysammen leben; liebt ihr euch aber nicht, so denkt selbst, was das für ein elendes Leben ist, wenn ihr nothwendig eine lange Zeit mit einem Menschen umgehen müsset, den ihr nicht liebet, und von dem ihr selbst nicht geliebet werdet. Ueberdem ist ein Bruder, oder ein Hausfreund auch immer eher im Stande, uns zu helfen, als andere; denn er kennt unsere Umstände am besten, und unser Glück ist auch ihm nützlicher als andern. Es muß uns daher sehr daran gelegen seyn von ihm geliebt zu werden.

Habt ihr endlich auch Gesinde, so laßt sie vor allen Dingen merken, daß ihr ihnen gern wohl thut.

Ihr wißt, ihr könnt nicht immer bey ihnen seyn. Verlaßt ihr euch bloß auf den Lohn den ihr ihnen gebt, so werden sie auch nur so viel arbeiten als nöthig ist, um zu verhindern, daß ihr sie nicht abschaft. Gehen sie hingegen, daß ihr billig, mitleidig, gütig und wohlthätig gegen sie seyd, so werden sie von selbst alles thun was zu eurem Besten gereicht. Denn da denken sie gewiß: wird unser Herr noch glücklicher, noch reicher und vergnügter, als er jetzt ist; so wird er uns auch immer mehr wohl thun, da er schon jetzt so gut ist. In eurem Hauswesen müßet ihr also vor allen Dingen euch überall, durch Dienstfertigkeit, Güte, Wohlthätigkeit und Dankbarkeit, Freunde zu machen suchen, und auch außer eurem Hause müßt ihr jedermann zu gewinnen suchen, damit jedermann euch wieder diene, wenn er kann.

Und glaubt nicht, daß das bloß die Reichen und Großen können. Der ärmste, der geringste Bettler kann euch oft den allerwichtigsten Dienst erweisen; und gemeiniglich pflegen solche Leute noch erkenntlicher und dienstfertiger, als die Reichen, zu seyn.

Das hat mein Vetter, der Ammann zu Neuendorf, wohl erfahren, fiel hier der Nachbar Gutwill

will ein. Der würde jetzt ein armer Mann seyn, wenn er nicht einen Vetter zum Freunde gehabt hätte. Wie so? fragte Ehrenreich. Ich will euch erzählen; antwortete der Nachbar.

Vor einigen Jahren kam oft ein armer Mann in das Dorf, wo mein Vetter Amtmann ist, um Almosen zu suchen. Seine unverschuldete Armuth und seine gänzliche Unfähigkeit zur Arbeit, bewogen meinen Vetter ihm von Zeit zu Zeit eine Wohlthat zu reichen. Wer hätte nun denken sollen, daß der arme Mann jemals im Stande seyn würde ihm wieder zu dienen? Und gleichwol geschahe es.

Mein Vetter hatte einmal einen Beutel voll Geld auf der Post erhalten, wofür er Getraide aufkaufen sollte, und hatte es in seinen Schrank gelegt. Es fügte sich, daß ich eben bey ihm war. Des Abends, da wir uns ins Bette legen wollten, wurde noch gepocht, und bey Eröfnung der Thür kam der arme Mann ganz außer Athem herein gelaufen. Er berichtete meinem Vetter, er habe vor einer Stunde ein paar Spitzbuben im Wald belauscht, welche sich beredet hätten, ihm diese Nacht die Scheuer in Brand zu stecken, um alsdann unter dem Lärmen sich in das Haus zu schleichen und ihm sein Geld zu rauben. Mein Vetter versammelte in dieser Noth alle

seine gute Freunde und versteckte uns nahe bey den Scheuer herum. Kaum hatten wir da eine Stunde gewartet, so kamen die Diebe und wollten das Feuer wirklich anlegen. Wir ergriffen sie aber, und sie wurden beyde hingerichtet.

Wäre mein Vetter nun gegen den Armen nicht so mitleidig gewesen, so hätte sich dieser vielleicht aus Verzweiflung selbst zu den Mordbrennern geschlagen, oder wäre wenigstens nicht gekommen, den Amtmann zu warnen, und der wäre nun wohl eben so arm, als der Bettler selbst. Wie gut ist es also in allen Ständen Freunde zu haben.

Ja wohl gut! versetzte Ehrenreich. Laßt euch also genug seyn, daß einer ein Mensch ist, um ihn zu helfen, wenn ihr könnt. Laßt ihr die Armen in der Noth, so werden sie bald aus Hunger und Verzweiflung genöthiget euch zu bestehlen; helft ihr ihnen aber, so können sie euch selbst wieder auf tausenderley Arten nützen.

Und wenn ihr nun auch nicht immer einen sichtbaren Nutzen davon hättet, so würde die Freude, einem Unglücklichen geholfen zu haben, nicht allein schon Belohnung genug für euch seyn können? Erinnert euch an die Geschichte von dem armen Greis, die euch so wohl gefallen hat, und sagt mir: Möchtet

ihr

Ihr nicht eure liebsten Spielsachen darum geben, um derjenige zu seyn, der diesen alten armen Mann kurz vor seinem Tode erquickte?

O ja! o ja! riefen die Kinder. Aber soll ich die Geschichte erzählen, lieber Vater? fragte Carl, indem er freudig aufsprang. Ich habe sie auswendig behalten. So erzähle sie dann, mein Sohn, antwortete Ehrenreich, und Carl fieng an:

Um das Rhinoceros zu sehn,
Das man hier selten sieht, beschloß ich auszugehn.
Ich gieng vors Thor mit meinen halben Gulden;
Und vor mir gieng ein reicher, reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden
Und das, was er die Messe durch gewann,
In schweren Ziffern überrann.

Herr Orgon gieng vor mir. Ich geb ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß.
Er gieng; doch eh wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternt Haupt, das halb nur seine war,
Sein ehrliches Gesicht, sein heilig graues Haar,

So laut zu unserm Herzen redte!
Ach! sprach er; ach! erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen.
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn,
Denn Gott wird meinen Wunsch wohl bald erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott, laß ihn nicht ferne seyn!

So sprach der Greis; allein, was sprach der Reiche?
Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt ihr denn erst noch Brandtwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht.
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht.

O Gott, du weißts! mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth nicht erwehren,
Weil ich, Gott Lob! kein Unmensch bin;
Und hurtig gab ich ihm den halben Gulden hin,

Für

Für den ich meine Reugier ſtillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen ſehen ſollte.
Allein, er rief mich gleich zurück.
Ach! ſprach er, mit noch naſſem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben,
Es iſt ein gar zu groſſes Stück;
Ich bring euch nicht darum; gebt mir ſo viel zurück
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben.
Ihr, ſprach ich, ſollt es alles haben;
Ich ſeh, daß ihrs verdient; trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greiß, wo wohnet ihr?
Er ſagte mir das Häuß. Ich gieng am andern Tage
Nach dieſem Greis, der mir ſo redlich ſchien,
Und that im Gehn ſchon manche Frag an ihn.
Allein, indem ich nach ihm fragte,
War er, ſeit einer Stunde, todt.
Die Mien' auf ſeinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er geſtern redte.
Ein Pſalmbuch und ein wenig Brod
Lag neben ihm auf ſeinem harten Bette.
O wenn der Geizhalz doch den Greis geſehen hätte,
Mit dem er geſtern noch ſo unbarmherzig redte!
Und der vielleicht ihn jetzt bey Gott verklagt,
Daß er vor ſeinem Tod ihm einen Trunk verſagt.

Nun, Kinder, fuhr hierauf Ehrenreich fort, meint ihr nicht, daß das Vergnügen, diesen armen alten Mann, kurz vor seinem Tode erquickt zu haben, einen halben Gulden werth gewesen sey? — O, rief Carl, ich hätte den blanken Thaler, den ich von meinen Onkel geschenkt gekriegt habe, dafür geben mögen. Und ich meine rothe Schreibtafel! rief Jacob. Und ich mein Kegelspiel! sagte Gänschen.

Ihr habt recht, Kinder, antwortete Ehrenreich, so ein Vergnügen kann man nicht leicht so theuer bezahlen. Seyd also sparsam, damit ihr immer etwas übrig habt, womit ihr euch eine solche Freude erkaufen könnt. Laßt überhaupt keine Gelegenheit vorbeystreichen, die Noth eurer Nebenmenschen zu vermindern, und ihnen Freude zu machen. Fragt nicht erst wer derjenige sey dem ihr helfen wollt; nicht nach seinem Stande, auch nicht nach seiner Religion, sondern begnügt euch bloß damit, zu wissen, daß er ein Mensch sey. —

Ja, auch gegen euer Vieh müßt ihr mitleidig seyn. Denn auch die Thiere haben Empfindungen von Schmerz und von Vergnügen; und wer wollte wohl so unbarmherzig seyn sie ohne Noth elend zu machen? Hierzu kömmt euer eigener Vortheil, denn wenn ihr euer Pferd übertreibet, eurem Ochsen zu

viel

viel arbeiten lasset, oder ihnen nicht das nöthige Futter gebt, so macht ihr sie nicht allein zur Arbeit untüchtig, und setzt euch in Gefahr sie zu verlieren; sondern wenn auch andere sehen, daß ihr gegen euer Vieh hart und grausam seyd, so hoffen sie immer weniger von euch, und sind immer weniger eure Freunde, und weniger geneigt euch zu dienen. Auch werdet ihr finden, daß das Vieh selbst gewissermaßen dankbar gegen uns ist, wenn wir ihm das Leben angenehm zu machen suchet. Ein Hund, eine Katze, ein Vogel, u. s. w. wissen ihre Wohlthäter recht gut von andern zu unterscheiden, und suchen durch Folgsamkeit und Schmeicheleyen ihnen wieder zu gefallen. Von der Dankbarkeit eines Löwen wird eine sonderbare Geschichte erzählt, wollt ihr sie hören, Kinder?

Ach ja! ach ja! riefen die die Kinder; und Ehrenreich erzählte:

Zu Rom war einem ein Knecht, Namens Androkles, entlaufen. Dieser hatte sich, um nicht entdeckt zu werden, in einer Höhle im Walde versteckt. Da kam in dieselbe Höhle ein großer Löwe, der ganz entsetzlich brüllte, und den einen Fuß in die Höhe hob. Androkles glaubte anfangs, er wolle ihn zerreissen, und zitterte und bebte. Da aber der

Löwe ihm nichts zu Leide that, sondern nur fortfuhr zu brüllen und den Fuß aufzuheben, so wurde er endlich dreist genug, zu untersuchen, was doch wohl dem Thiere fehlen möchte? Er fand, er habe sich etwas in die Klaue getreten, und zog es ihm heraus. Nach einigen Jahren wurde der entlaufene Androkles wieder erhascht, und sollte, wie es damals die grausame Mode war, zur Strafe seiner Entlaufung, von wilden Thieren zerrissen werden. Man führte ihn schon auf den Platz, wo dieses geschehen sollte, und ließ einen grimmigen Löwen auf ihn los. Dieser kam brüllend ihm entgegen, aber in dem Augenblick, da man erwartete, daß er ihn zerfleischen würde, sahe man auf einmal die wunderbarste Veränderung. Statt ihn zu zerreissen, wedelte er mit dem Schwanze, und blieb liebkosend bey dem Androkles stehen. Alle Zuschauer erstaunten und wußten nicht wie das zugienge. Aber Androkles, der den Löwen für den erkannte, dem er einstmals die Klaue geheilt hatte, erzählte ihnen die Geschichte. Da konnten diejenigen, die ihn zum Tode verurtheilt hatten, sich nicht enthalten, ihm das Leben, und den dankbaren Löwen, darzu zu schenken.

Nun, Kinder, die Erzählung kann euch recht lebhaft beweisen, wie gut es sey, auch gegen die Thiere mitleidig und wohlthätig zu handeln.

Wenn

Wenn ihr nun alles das thut, was ich euch gelehrt habe, so werdet ihr gewiß ein glückliches Leben führen. Es wird euch zwar auch zuweilen etwas Unangenehmes begegnen. Ihr werdet manchmal andern Dienste oder Gefälligkeiten erweisen, ohne einen sichtbaren Nutzen davon zu haben. Denn nicht alle Menschen, die um euch sind, sind gut und klug genug, um dankbar und dienstfertig zu seyn; allein die meisten sind es gewiß. Werdet deswegen nicht gleich hart und unfreundlich, wenn euch zuweilen einer mit Undank belohnt. Besäet doch der Landmann sein Feld immer wieder, wenn schon manchmal ein Miswachs eingefallen ist. Auch wird euch oft ein Unglück begegnen das ihr nicht verhindern könnt. Allein ein solch Unglück wird euch immer leichter seyn, als das, daß ihr euch selbst zugezogen habt; denn jedermann wird euch beklagen und helfen, wenn ihr nicht selbst Schuld an eurem Leiden seyd. Seyd ihr aber selbst Schuld daran, so verachtet und verspottet euch der größte Theil; keiner hat Mitleiden mit euch; die wenigsten, vielleicht keiner, werden euch beystehen, und ihr werdet euch euer Unglück noch selbst durch die schmerzlichsten und bittersten Vorwürfe vergrößern.

Mit diesen Worten stand er auf, und weil es schon spät war, so begaben sich alle zur Ruhe.

Viertes Abendgespräch.

Von dem Gewissen und der Religion.

Ohngeachtet Ehrenreich ein so rechtschaffener Mann war, daß er, wo er nur konnte, allen Menschen Freude zu machen suchte, so fehlte es doch nicht an bösen Leuten, welche ihn ins Unglück zu stürzen trachteten. Einer derselben, der auf seinen Tod hofte, um alsdann sein Amt zu erhalten, konnte die Zeit nicht erwarten, da ihm der gute Greis Platz machen würde, und suchte ihm daher die Ungnade des Fürsten zuzuziehen, damit er seines Amts entsetzt würde.

Mit Wahrheit konnte er ihm nichts Böses nachsagen, er mußte sich also aufs Lügen legen. Es gelang ihm auch den Fürsten zu bereden, daß Ehrenreich bey Verwaltung seines Amts ihn oft betrogen und sich selbst dadurch bereichert habe, und der Fürst, der darüber aufgebracht wurde, wollte schon Befehl ertheilen, daß man den unschuldigen Greis ins Gefängniß werfen sollte. Aber weil er ein weiser und gerechter Regent war, so wußte er sich noch zu rechter Zeit zu mäßigen, und nahm sich vor die

Sache

Sache am andern Tage erst noch genauer zu untersuchen.

Indeß verbreitete sich schon das Gerücht, daß Ehrenreich, als ein Betrüger, abgesetzt und ins Gefängniß gelegt werden sollte. Eine Nachricht von solcher Erheblichkeit konnte ihm selbst nicht lange verborgen bleiben. Er hörte sie, aber ohne in seiner Gemüthsruhe im geringsten dadurch gestöhrt zu werden, und fand sich gegen Abend, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit wieder bey der Linde ein. Gutwill war zwar auch herbey gekommen, aber in der Vermuthung, seinen unglücklichen Nachbar entweder gar nicht, oder doch wenigstens sehr niedergeschlagen und bekümmert vorzufinden. Wie mußte er sich nicht wundern, da er den lieben Alten eben so heiter und so vergnügt erblickte, als er ihn immer zu sehen gewohnt war.

Nun, bey meiner Treue! Nachbar, sagte er, daß begreife ich doch in der That nicht, wie ihr heute ein so vergnügtes Gesicht machen könnt! In solcher Gefahr, und doch so ruhig zu seyn, das ist mir zu hoch.

Wie so, lieber Gutwill, erwiederte der Alte; haltet ihr mich etwa auch für schuldig?

„Ob ich euch dafür halte? Bey Gott! ich weiß, daß ihr so unschuldig seyd als ein Kind in Mutterleibe. Aber wenn der Fürst euch nun für schuldig hält? Wenn ihr abgesetzt, ins Gefängniß geworfen werdet? Und eure armen Kleinen hier — „

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Guter, mitleidiger Mann! erwiederte Ehrenreich, und drückte ihm liebreich die Hand. Unser Fürst ist zu gerecht; glaubt mir, es wird so leicht keine Noth haben. Und wärs nun auch, daß die Lügen siegten, dünkts euch denn ein so erschreckliches Unglück zu seyn, unschuldiger Weise einmal ein wenig Unrecht zu leiden? Freund! wenns nur hier richtig ist, (indem er auf die Brust zeigte,) so hats keine Noth, so läßt sich alles ertragen.

Lieben Kinder! (hier wandte er sich zu den Kleinen) ihr versteht noch nicht was ich jetzt gesagt habe: Aber gebt Acht, ich wills euch erklären. Ich will euch sagen, warum ihr mich heute so ruhig seht, ohngeachtet ich von einer großen Widerwärtigkeit bedroht werde, damit ihr es auch sehen könnt, wenn euch in eurem Leben einmal etwas ähnliches begegnet.

Ihr habt gehört, daß alles, was ihr thun sollt, euch bloß deswegen befohlen wird, weil ihr dadurch euch wirklich glücklich macht, und ich habe euch über-

all

an gezeigt, wie ihr euch dadurch glücklich macht. Aber von einer Glückseligkeit, die ihr euch erwerben könnt, wenn ihr allen meinen Ermahnungen folgt, habe ich euch noch nichts gesagt: und diese ist gerade diejenige die ich jetzt selbst empfinde, und die mich bey der Gefahr, welche mich bedroht, wie ihr seht, so vergnügt erhält.

Das ist ein gutes Gewissen, oder das Bewußtseyn unserer Unschuld. Ein köstlicher Schatz, ihr Kinder! so lange wir den besitzen, können wir nicht unglücklich seyn, es mag uns gehen wie es wolle. Haben wir ihn aber einmal verlohren, dann fangen wir an wahrhaftig elend zu seyn.

Der Gedanke nämlich, daß wir dasjenige, was wir leiden, uns durch unsere eigene Schuld zugezogen haben, ist weit quälender, als alles was wir wirklich leiden. Der Gedanke hingegen, daß wir unsere Widerwärtigkeiten nicht selbst verschuldet haben, macht uns ruhig und getrost, so wie ihr es jetzt an mir seht.

Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen an einen Mann, durch dessen Beyspiel ich zuerst lernte, was für eine unschätzbare Sache ein gutes Gewissen sey. Es war ein Pfarrer, der nun schon lange todt ist, und dessen Unterricht ich es größtentheils

zu verdanken habe, daß ich, schon als Jüngling, die Tugend lieb gewann. Ein rechtschaffener Mann, und gewiß so klug und gut als einer! Dieser hatte einmal das Unglück auf der Kanzel vom Schlage gerührt zu werden. Er kam zwar wieder zu sich, aber er blieb gelähmt so lange er lebte. Ich besuchte ihn täglich, und ich gestehe es, ich konnte mich der Thränen nicht enthalten so oft ich den rechtschaffenen Mann da liegen sahe. Aber wenn er anfieng zu reden, so war in dem Augenblick alle meine Traurigkeit dahin. Er sprach von seinem Unglück mit so vieler Gelassenheit; er erinnerte sich mit so vieler Freude an jede gute That seines Lebens; er war so vergnügt, wenn er sahe, wie zärtlich seine Frau, seine Kinder und seine Freunde um ihn besorgt waren, daß man ihn unmöglich für unglücklich halten konnte, und daß man, statt ihn zu trösten, von ihm selbst getröstet wurde. Was weinet ihr? sagte er mit der heitersten Miene. Ihr wißt ja, daß ich dieses Unglück mir nicht selbst zugezogen habe; es wird bald vorüber gehen, wenigstens wird es mich nie ganz darnieder schlagen und nie aller Glückseligkeit berauben. Seine Freudigkeit dauerte bis zu dem letzten Hauch seines Lebens.

Indem Ehrenreich so redete, kam ein Bedienter

ter des Fürsten, und brachte ihm einen Brief. Er erbrach ihn mit vieler Gelassenheit, und las:

„Mein lieber Ehrenreich, ich habe euch beleidiget, „indem ich einem niederträchtigen Verläumder „einen Augenblick Glauben beymaß. Der Böse„wicht ist entlarvt, und eure Unschuld gerettet. „Vergebet eurem seine Uebereilung bereuenden „und euch aufrichtig liebenden Fürsten.„

Nun, Nachbar, rief hierauf Ehrenreich aus, sagte ich nicht, daß unser Fürst ein gerechter Herr sey, und daß es so leicht keine Noth mit mir haben würde? Und gesetzt, es wäre ihm nicht gelungen die Bosheit meines Verläumders zu entdecken, so würde ich ihn und diesen zugleich bedauret haben: ihn wegen seines Irrthums, diesen wegen seiner Bosheit; auch selbst aber würde ich, auch in Gefängniß und in Banden, für glücklicher, als beyde, gehalten haben. Seht, Kinder! so viel ist ein gutes Gewissen werth: Wer es hat, der besorgt nicht leicht etwas Böses; und widerfährt ihm dem ohngeachtet etwas Unangenehmes, so weiß er es mit Gelassenheit zu ertragen. Wünscht ihr euch nun eben diese Gemüthsverfassung: so bemühet euch, immer so gesinnet zu seyn, und so zu leben, wie ich euch gelehrt habe.

Doch, Kinder, — ich muß euch nur sagen, sonst

würdet ihr mich für einen alten Betrüger halten — so freudig und glücklich, als mein Freund, der Pfarrer, mitten unter seinen Leiden war, und als ihr diesen Abend mich selbst gesehen habt, könnt ihr dennoch nicht werden, wenn ihr nicht noch mehr wisset, und mehr thut, als was ich euch bisher gelehrt habe. Ich habe euch nur gelehrt, wie ihr es anfangen müsset um euch nicht selbst unglücklich zu machen. Aber es giebt so viele Fälle die ihr nicht voraussehen, so vieles Elend, daß ihr durch eure Kräfte nicht abwenden könnt, und Unglück ist immer Unglück. Zwar ein unverschuldetes Unglück ist weniger schmerzlich, und leichter zu ertragen, als dasjenige, welches wir uns selbst zugezogen haben, aber schmerzlich bleibt auch dieses doch immer.

Und nicht allein schmerzlich, wenn es da ist, sondern auch dann schon, wenn man es blos befürchtet, blos als möglich denkt. Wenn einer seinen Garten bestellt, und denkt: wer weiß, ob der Fluß ihn nicht morgen überschwemmen wird? Wenn einer sich des Abends zu Bette legt, und denkt: wer weiß, ob ich diese Nacht nicht vielleicht von Räubern werde überfallen und ermordet werden? Oder, wer weiß, ob nicht diese Nacht mein Haus und alles das Meinige in Feuer aufgehen werde? Dann, o Kinder! dann wird ihm weder sein Garten, noch sein Haus mehr

Freude machen können. Und wo ist ein Mensch der ihm dafür bürgen kann, daß er dieses, oder ein ähnliches Unglück nie erleben werde? Und wenn das auch einer könnte, wie fürchterlich müßte ihm doch immer die Erwartung des Todes seyn? Ich baue meinen Garten vielleicht für andere; ich muß vielleicht diese Nacht mein Haus verlassen; mich von meinen Eltern, von meinen Freunden, von allem was mir lieb ist getrennet sehen; und wie wird es dann mit mir werden? — Beobachtet alles, was ich euch bisher sagte, noch so genau, Kinder! diese Furcht werdet ihr nie dadurch vertreiben können.

Aber freuet euch: Es giebt ein Mittel, wodurch ihr sie vertreiben könnet. Etwas davon habt ihr bald hie, bald da schon gehört. Aber es ist nöthig, daß ihr es recht wißt, denn nunmehro seyd ihr in einem Alter, da ihr es schon fassen könnet.

Vernehmt also mit Aufmerksamkeit und Freude — es ist ein Gott! — ein Gott, der uns, und alles was da ist, erschaffen hat und erhält; ein Gott, der alles weiß und alles sieht, was wir denken und thun; ein Gott, der uns nie unglücklich werden läßt, wenn wir uns nicht selbst unglücklich machen. Das ist der Gott, der die schöne Sonne gemacht hat, die unsere Erde so lieblich erleuchtet und erwärmet; der im Frühling das Gras, die Blätter und die Blu-

men wachsen läßt, im Sommer alle die herrlichen Früchte und Gewächse, die uns ernähren und durch Wohlgeschmack erfreuen; der den Thau, den Regen und den Wind entstehen läßt, ohne welche nichts wachsen, nichts gedeyen würde. Das der Gott, der die Erde für uns und die andern Geschöpfe zu einem so angenehmen Aufenthalt gemacht hat; auf dessen Befehl die Vögel so lieblich singen, die Quellen rauschen, die Blumen duften, und bey schwüler Hitze die sanften Westwinde uns erfrischen müssen. Das der Gott, der unsern Leib und seine Glieder so wunderbar gebildet, und unserer Seele das Vermögen, zu empfinden, zu denken, und sich zu freuen, gegeben hat. —

Ein Gott, der uns so viel Gutes giebt, sollte der uns hassen, uns unglücklich machen können? Nein, Kinder! nimmermehr; ihm also vertraut, und fürchtet nichts. Nichts geschiehet ohne seinen Willen, und sein Wille ist, daß ihr glücklich seyn sollt, wenn ihr euch nicht selbst unglücklich macht. Nun können wir, wenn wir gute Menschen sind, alle Wege ruhig seyn, können ohne Furcht und ohne Sorgen uns an jedem Abend schlafen legen; weil ein so mächtiges und gütiges Wesen für uns wacht, und uns beschützet.

„Aber

„Aber, lieber Vater! fragte Hänschen, wo ist denn Gott?„

Er ist hier, mein Kind! antwortete Ehrenreich; hier und an allen Orten, ohngeachtet wir ihn nicht sehen können. Das macht, er ist ein unsichtbares Wesen, welches keinen solchen Leib hat, als wir haben, den man anschauen und betasten kann.

„Wie weiß man denn aber, fragte Jacob: daß „er hier ist, wenn man ihn nicht sehen kann?„

Höre, mein Sohn, antwortete Ehrenreich, hast du jemals meine Seele gesehen.

„Nein!„

Aber glaubst du nicht, daß ich wirklich eine Seele habe, und daß sie hier zugegen sey?

„O ja, das glaub ich.„

Und warum glaubst du das?

Jacob besann sich einen Augenblick; dann sagte er: „Weil ich euch reden höre.„

Weil du mich reden höreſt? Aber das Reden verrichtet ja eigentlich nicht meine Seele, sondern mein Mund und meine Zunge, welche Theile meines Leibes sind. — Vielleicht, weil du mich vernünftig reden höreſt? Weil du hörſt, daß ich nicht blos Töne ausspreche, sondern solche Töne, wodurch

Gedanken angezeigt werden? Meynst du nicht das?

„Ja, aber ich konnte es nur nicht so sagen.„

Nun gut, du glaubst also, daß meine Seele hier zugegen sey, deswegen, weil sie hier etwas thut, etwas macht, nämlich die Gedanken, welche von meinem Mund ausgesprochen werden. Wenn du nun erführest, daß auch Gott hier, und an allen Orten in der Welt etwas thue, etwas mache; würdest du aus eben demselben Grunde nicht überzeugt seyn müssen, daß auch er hier und an allen Orten zugegen sey?

„Ja, das müßt ich, antwortete Jacob: Denn wie könnte einer an einem Ort etwas thun, wo er nicht zugegen wäre?„

Du hast recht, mein Lieber! Nun, so laßt uns dann sehen, ob Gott hier um und neben uns wirklich etwas thue, etwas verrichte? — Siehe einmal hier diese große Linde an, die ihre starken Aeste und Zweige rund über uns her verbreitet. Wer hat die wohl gemacht?

„I, die ist ja aus der Erde gewachsen.„

Freylich ist sie das: Aber die Erde muß doch wohl eine sonderbare Kraft haben, daß sie aus einem kleinen Saamenkörnchen einen so großen Baum hervortreiben kann? Und wer giebt nun wohl der Erde

diese

diese Kraft, Gras, Kräuter, Gesträuch und Bäume aus ihrem Schooße hervorzutreiben? Aus eigenem Vermögen kann sie das doch nicht thun. Denn sie ist ja todt, und ihr wißt, daß ein todtes lebloses Ding gar nichts machen kann.

Mit Gunst, lieber Nachbar! fiel hier der ehrliche Gutwill ihm ins Wort, das ist doch wohl nicht so ganz richtig. Seht einmal hier diese Taschenuhr an, die ist doch auch ein lebloses todtes Ding? Und kann sie dem ohngeachtet nicht etwas machen? Dreht sie nicht selbst den Zeiger herum der die Stunden anzeigt?

Das thut sie, guter Freund! erwiederte Ehrenreich; aber würde sie das jemals von selbst gelernt haben, wenn kein Uhrmacher gewesen wäre der sie so eingerichtet hätte? Im Grunde also ist es nicht die Uhr selbst, sondern vielmehr der Uhrmacher, der den Zeiger herum dreht, ohngeachtet er die Hand nicht mehr daran hat. Und wie lange würde eure Uhr gehen, wenn niemand da wäre der sie von Zeit zu Zeit wieder aufzöge, vier und zwanzig oder dreyßig Stunden; dann stünde der Zeiger stille.

Eben so, ihr lieben Kinder! ist es mit unserer Erde beschaffen. Nie würde sie von selbst die Kraft gehabt haben etwas hervor zu bringen, wenn nicht

Gott diese Kraft in sie gelegt hätte, und würde nicht diese ihre Kraft augenblicklich wieder aufhören, wenn der unsichtbare Gott sie ihr nicht erhielte? Im Winter ist sie gleichsam todt; sie ist wie ein abgelaufenes Uhrwerk, welches stille steht: Aber mit jedem neuen Frühling zieht der unendlich weise und mächtige Schöpfer derselben das Uhrwerk gleichsam wieder auf, daß es von neuem gehe, von neuem etwas wieder hervorbringe. Dann brechen Blätter aus Knospen hervor; dann öfnet sich der Schooß der Erde, daß Gras, Kräuter und Blumen in unendlicher Mannigfaltigkeit hervorsprossen; dann stehet rund umher die Natur in ihrer ganzen ungeschwächten Jugendkraft wieder da, als wenn sie eben erst aus den Händen ihres Schöpfers hervorgekommen wäre! —

Aber nicht allein dies, sondern auch das bloße fortdaurende Daseyn der Dinge überzeugt mich von der ununterbrochenen Mitwirkung desjenigen Wesens, welches alles hervorgebracht hat. Hörte dieses Wesen einmal auf, alle diese Dinge im Daseyn zu erhalten, so würden sie in demselben Augenblick wieder in ihr Nichts zurücke sinken, oder aufhören da zu seyn. Gott wirket also in jedem Augenblick auf ein jegliches Ding in der Welt, folglich muß er auch bey einer jeden Sache zugegen seyn.

Freuet

Freuet euch also, ihr Kinder! und besorget, wenn ihr recht gehandelt habet, niemals etwas Böses, denn Gott ist bey uns! wir mögen seyn wo wir wollen, wir mögen schlafen, oder wachen. Und dieser Gott will uns gern glücklich machen, hier und in einem andern Leben nach dem Tode, wovon ich euch bald ein mehreres sagen will. Er fordert dafür nicht mehr, als daß ihr alles das thut was ich euch bisher gelehrt habe, und daß ihr dabey völlig auf ihn vertraut, und in allen euren Angelegenheiten zu ihm eure Zuflucht nehmt. Dieses, liebe Kinder! hat mein Freund der rechtschaffene Pfarrer gethan, der, wie ich euch vorhin erzählte, bey der größten Krankheit, bis an das Ende seines Lebens so freudig und glücklich war.

Er sagte mir oft, ich würde in meinem Elende vergangen seyn, wenn ich nicht zu meinem Gott ein völliges Vertrauen gehabt hätte. Aber, sagte er, wenn ich betrübt werden wollte, so rief ich Gott an, so klagte ich ihm insgeheim mein Leiden, und ich weiß selbst nicht wie es kam, ich wurde nach jedem Gebet so ruhig, so vergnügt, als wenn mir nichts fehlte.

So sagte mein Freund, und, Kinder! er hatte wahrlich recht. Glaubet einem alten Mann der es auch erfahren hat; das Gebet der Rechtschaffenen,

der von Gott alles erwartet, ihm allein vertrauet; das Gebet ist nie unerhört geblieben. Wenn uns auch Gott schon nicht immer das giebt um was wir ihn bitten, so giebt er uns gewiß etwas bessers, — nämlich Ruhe des Gemüths, Zufriedenheit mit unserm Schicksal, und die sicherste Hofnung, daß wir künftig noch weit glücklicher seyn werden.

Wie könnte er uns auch gerade das geben was wir bitten? Wir bitten oft so unvernünftig um Dinge die uns äußerst elend machen würden. Es war einmal ein Bauer in dem nächsten Dorfe, der glaubte, es wäre nichts besser als Reichthum und vieles Geld. Vermuthlich hat er Gott oft genug darum gebeten. Es mag nun aber seyn wie es will, genug, er fand einmal einen Schatz von etlichen tausend Thalern auf seinem Acker. So bald er das Geld hatte, verkaufte er seinen Bauerhof und zog in unsere Stadt. Er arbeitete nicht mehr, seine Frau that so wenig als er, die Kinder wurden liederlich, die Alten tranken und spielten den ganzen Tag. Kaum waren etliche Jahre vorbey, so fiengen seine liederlichen Söhne an, erst ihn, darnach andere zu bestehlen; der eine wurde erwischt und aufgehängt; der andere lief davon, und irrte in der Welt herum; die Mutter kam, wegen allerley Ausschweifungen und Liederlichkeiten, in das Zuchthaus; und der

Vater

Vater starb endlich in der äußersten Armuth. Was nützte diesem nun sein Geld? Und wie viel glücklicher würde er nicht gewesen seyn, wenn er in seinem vorigen Stande geblieben wäre? Seht, Kinder! so wenig wissen wir oft was wir wünschen.

Gott weiß allein was uns glücklich machen kann, und den Rechtschaffenen und Guten macht er gewiß glücklich. Ich war krank, da rief ich: Gott, erbarme dich meiner! und ich wurde gesund. Ich war arm, da fiel ich nieder und betete, und Gott half mir. Er schickte mir Gelegenheit, mir durch meine Arbeit aus dem Mangel zu helfen; und ich arbeitete und dankte ihm, und wurde getröstet und beruhiget. So gütig, liebe Kinder! so barmherzig ist unser Gott, so lieb hat er uns. Und hätte er damals, da ich ihn anrief, mich auch nicht von meiner Krankheit und von der Armuth befreyt, so würde ich deswegen an seiner Güte doch nicht gezweifelt haben. Ich würde daraus geschlossen haben, daß es mir gut seyn müsse, noch länger krank, noch länger arm zu seyn: und dieser Gedanke würde mich beruhiget haben.

Denn oft, ihr lieben Kinder! ist es uns wahrhaftig gut, eine Zeitlang unglücklich zu seyn. Wie mancher wäre ein Bösewicht geworden, wenns ihm immer gut gegangen wäre. Das Glück macht leicht

übermüthig; aber die Noth bringt uns wieder zum Nachdenken über uns und unsere Pflichten. Ich selbst, meine Lieben! würde gewiß viel schlimmer geworden seyn, als ich bin; wenns mir, besonders in meinen jüngern Jahren, nicht zuweilen übel gegangen wäre. Aber weil ich sah, daß mir gemeiniglich etwas schlimmes begegnete, so oft ich nicht recht gehandelt hatte, so dachte ich, du sollst doch einmal sehen, ob es dir besser gehen wird, wenn du nichts als Gutes zu thun suchst. Und von der Zeit an bin ich nie wieder wirklich unglücklich gewesen.

Zwar habe ich nachher auch wohl eine und die andere Widerwärtigkeit erlebt, aber diese wurden mir viel leichter zu ertragen als vorher; und ich merkte auch bald, daß dergleichen Unfälle, die ich mir nicht selbst zugezogen hatte, am Ende zu meinem wahren Vortheil ausschlugen. Ich hatte z. E. einmal Gelegenheit mit einem vornehmen Herrn bekannt zu werden der über See reisen wollte. Dieser hatte mich so lieb gewonnen, daß er mir versprach mich zu einem reichen und angesehenen Mann zu machen, wenn ich mich entschließen könnte, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Wer war bereitwilliger dazu, als ich? Schon wurden alle Anstalten zu unserer Abreise gemacht, als ich plötzlich in eine langwierige

Krank-

Krankheit verfiel. Das schien mir nun ein großes Unglück zu seyn; und es fehlte wenig, daß ich in meinem Unverstande nicht wider Gott murrete.

Denn der vornehme Herr, der nicht länger warten konnte, reiste ohne mich ab, und alle Hoffnung, die er mir gemacht hatte, war dahin. Ich war untröstbar. Aber was erfuhr ich nach einigen Wochen? Daß das Schiff, auf welchem ich mit fortreisen sollte, von Seeräubern angefallen und weggenommen worden sey, und daß man die ganze darauf befindliche Schiffsgesellschaft in die Sclaverey geführt habe. Da erkannte ich die Güte der göttlichen Vorsehung, und meine eigene Thorheit, daß ich diese Güte hatte in Zweifel ziehen können. Seit der Zeit bin ich immer mit meinen Schicksalen zufrieden gewesen, wenn ich auch nicht allezeit begreifen konnte, wozu mir dieses oder jenes gut seyn möchte.

Es würde auch in der That sehr vermessen seyn, wenn man dies in jedem Falle zu begreifen verlangen wollte. Da müßten wir ja, wie der allwissende Gott in die Zukunft sehen können, um zu wissen, was aus diesem oder jenem, welches uns begegnet, künftig einmal folgen werde. Und das hat der gute Gott, aus sehr weisen Ursachen, vor uns verborgen.

Da ich in meinen jüngern Jahren auch einmal ein Unglück erlebte, von dem ich nicht begreifen konnte, wozu es mir nützen werde, suchte mich ein frommer und weiser Mann, der mehr Erfahrung als ich hatte, zufrieden zu sprechen. Er erzählte mir unter andern einen Traum den ich nie vergessen werde, und an den ich nachher immer dachte so oft mir etwas Widriges begegnete.

„Ob ich gleich, sagte dieser mein ehrwürdiger Freund, nichts eifriger suchte, als mich glücklich zu machen und Gott zu gefallen, so stieß mir doch auch einmal ein Unglück zu, das mich außerordentlich schmerzte. In meiner Betrübniß fieng ich an zu zweifeln, ob Gott auch wirklich für die Menschen sorge, und sie glücklich machen wolle? Diese Zweifel preßten mir die bittersten Thränen aus, und mit Thränen in Augen schlief ich ein. Da kam es mir im Traum vor, als ob ich auf dem Wege wäre wo ich mich verirret hätte. Ich stund einige Zeit, ohne zu wissen wo ich hin sollte. Da kam ein Mann zu mir, der mir den Weg zu zeigen und mit mir zu gehen versprach. Ich folgte ihm nach. Er führte mich an das Haus eines Mannes, der uns sehr wohl empfieng, und der der beste Mann von der Welt zu seyn schien. Als wir weggiengen, sah ich, wie mein Begleiter einen schönen silbernen Becher, der auf dem

54656360